

I. WELTKRIEG

Das Ringen der Völker 1914–1918



August 1914

Mit „Hurra“ in
den Untergang



Neue Dimension:

Technisiertes Massensterben
an allen Fronten



Keine Sieger 1918

Das Ende der alten
Weltordnung



Legenden der Lüfte

FLUGZEUG CLASSIC

DAS MAGAZIN FÜR LUFTFAHRT, ZEITGESCHICHTE UND OLDTIMER

Ein Magazin von **GeraMond**

Deutschland € 6,90
Schweiz sfr. 11,50
Luxemburg € 6,90
Italien € 7,50
Schweiz SFR 19,00

€ 5,90

März 2014

www.flugzeugclassic.de

1939/40: Verlorene deutsche Maschinen

**Fliegerschicksale in Großbritannien
Abgeschossen**

Messerschmitt Me 110 | Arado Ar 234 | Messerschmitt Bf 109

Hawker »Typhoon«
Holperstart der Flugzeuglegende

■ Elly Beinhorn
Neue TV-Dokumentation

■ »Rekordjäger«
Bf 108 »Taifun«

■ Malcom Carpenter
Der eigensinnige Astronaut

Blohm & Voss BV 222
Seltene Aufnahmen aufgetaucht!

Jeden Monat
neu am Kiosk!

Online blättern oder Testabo mit Prämie bestellen unter:
www.flugzeugclassic.de/abo

Liebe Leserin, lieber Leser,

als vor 100 Jahren der Krieg in Europa ausbrach, erahnte wohl niemand das ganze Ausmaß dieser „Urkatastrophe“, die den europäischen Kontinent an den Rand des Abgrundes brachte und die Welt nachhaltig erschütterte.

Noch heute wird in der Geschichtswissenschaft heftig über die Gründe und Ursachen für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges gestritten. Die derzeit geführte Diskussion über das Buch „Die Schlafwandler“ des australischen Historikers



Christopher Clark zeigt dies ganz deutlich. Clark, Professor für Modern European History an der renommierten University of Cambridge, hegt große Zweifel an der lange Zeit vorherrschenden Meinung

von der „Hauptschuld“ des Deutschen Reiches am „Weltenbrand“ von 1914–1918. Er stellt diesen bislang unter führenden Historikern bestehenden „Konsens“ in seinem Bestseller mit dem Untertitel „Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ in Frage.

Wie auch immer die „Schuldfrage“ heute und in der Zukunft beurteilt wird: Fest steht, dass der erste „totale Krieg“ der Geschichte stark industriell geprägt und der bis zu diesem Zeitpunkt brutalste war. Immer neue und weiterentwickelte Waffen forderten auf den Kriegsschauplätzen Millionen von Menschenleben.

Soldaten, die auf den Schlachtfeldern des „Großen Krieges“ gekämpft haben, leben im Jahr 2014 nicht mehr: So sind inzwischen die letzten Veteranen des Ersten Weltkrieges verstorben, darunter auch der Deutsche Erich Kästner, geboren 1900 in Leipzig und als 18-jähriger Rekrut in die Armee des Deutschen Kaiserreiches aufgenommen. Mit ihnen sind die letzten Zeitzeugen der „europäischen Tragödie“ von 1914–1918 für immer zur „Großen Armee“ abberufen worden.

Die Erinnerung in der Gegenwart an die schrecklichen Ereignisse von damals erscheint vor diesem Hintergrund umso wichtiger.

Eine erkenntnisreiche Lektüre wünscht Ihnen

Dr. Tammo Luther
Verantwortlicher Redakteur



- | | |
|--|---|
| 4 Verkündung des Unheils.
Aufakt zum Weltkrieg 1914–1918 | 60 Tod aus der Tiefe.
Einsatz deutscher U-Boote 1914–1918 |
| 12 „Startschuss“ zur Katastrophe.
Von der „Juli-Krise“ zum „Weltenbrand“ | 64 Zwischen Himmel und Hölle.
Krieg in und aus der Luft |
| 16 Meinung:
Die politische Bedeutung des Ersten Weltkrieges | 68 Kriegsgefangene.
In der Hand des Gegners |
| 18 Zu Tode erstarbt.
Die Kämpfe an der Westfront | 70 Eine Gesellschaft im Ausnahmezustand.
Heimatfront, Klassenkampf und Kriegswirtschaft |
| 26 „Griff zum Schwert!“
Intellektuelle ziehen in den Krieg | 72 Meinung:
Gewinnt Deutschland den Krieg? Sinnvolles Szenario oder gescheitertes Gedankenexperiment? |
| 30 Zum Siegen verdammt.
Die Kämpfe an der Ostfront | 78 Revolution in den Straßen.
Kompliziertes Kriegsende 1918 |
| 36 Kampf im „Stahlgewitter“.
Industrielle Waffen, anonymes Massensterben | 80 Meinung:
Die Dolchstoßlegende |
| 42 Militärtechnik.
Der Schützengraben | 82 Eine verpasste Chance?
Der Frieden von Versailles |
| 44 Unter extremen Bedingungen.
Der Gebirgskrieg 1915–1918 | 84 Der Krieg des Jacques Tardi.
Die Westfront als Bildergeschichte |
| 48 Eine Welt in Waffen.
„Buschkrieg“ in Afrika, Existenzkampf am Bosphorus | 86 Lichtspiele des Grauens.
Zwischen Propaganda und Authentizität |
| 52 Gefallen vor 100 Jahren.
Der Kriegsfreiwillige Hermann Löns | 90 Ein Meer von Kreuzen.
Gedenkorte & Museen |
| 54 Kriegspropaganda.
Geistige Mobilmachung und Massenbeeinflussung | 94 Leserservice
Literatur zum Ersten Weltkrieg |
| 56 Duell mit der Royal Navy.
Deutsche Hochseeflotte im Seekrieg | 97 Impressum |
| | 98 Epilog |



TONANGEBEND: Kaiser Wilhelm II. spricht am 1. August 1914 auf dem Balkon des Berliner Schlosses zur versammelten Bevölkerung. Den Worten „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ folgt brausender Jubel. Wie in der deutschen Hauptstadt wird auch in anderen europäischen Metropolen die Nachricht von der Mobilmachung vielfach mit Begeisterung aufgenommen. Gemälde von Fritz Genutat. Abb.: ullstein bild/ullstein bild

The background of the entire page is a historical painting depicting a large crowd of people in a park-like setting. In the foreground, there is a stone balustrade. The crowd is dense, and the scene is set in a park with trees and a fountain in the background. The sky is blue with some clouds.

Vor 100 Jahren – Auftakt zum Weltkrieg 1914–1918

Verkündung des Unheils

Als im Sommer 1914 die Mobilmachungswelle über Europa schwappt, ahnt niemand, dass weite Teile des Kontinents kurz darauf in Flammen stehen werden. Ein sinnloses Massensterben beginnt – Europa taumelt dem Abgrund entgegen.

Von Tammo Luther

ABSCHIED VON DER DIPLOMATIE

Der Beginn der Katastrophe

Vier Wochen nach dem Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 in Sarajevo erklärt Österreich-Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg. Das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm II. steht entschlossen an der Seite der Donaumonarchie, während sich die anderen europäischen Groß-

mächte auf der Gegenseite „einreihen“. Es entsteht eine verhängnisvolle „Kettenreaktion“ mit verheerenden Folgen – besonders für Europa, aber auch für die Welt. Die Diplomatie in Europas Hauptstädten hat versagt, die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts nimmt ihren Lauf.



ZUVERSICHTLICH: Deutsche Soldaten werden per Bahn an die Westfront gebracht. Die anfängliche Kriegsbegeisterung schlägt nach den ersten Fronterfahrungen jedoch schnell in das Gegenteil um.

Foto: picture-alliance/dpa

ABSCHIED VON DER HEIMAT

Der Weg an die Front

Im Sommer 1914 ziehen die Massen mit patriotischen Liedern auf den Lippen aus den Garnisonen an die Front. Im festen Glauben an die eigene Stärke und eine schnelle militärische Niederwerfung des Gegners herrscht bei vielen Soldaten vor

Ausbruch der Kampfhandlungen eine Art Kriegsbegeisterung. Die Bilder jubelnder Soldaten und Zivilisten gleichen sich in den Städten der am Konflikt beteiligten Staaten. Die Möglichkeit zu einer friedlichen Lösung wird von Herrschern sowie

führenden Politikern und Militärs der Großmächte während der „Juli-Krise“ nicht genutzt oder ausgeschlagen. Sie nehmen stattdessen den Ausbruch eines „großen“ Krieges sehenden Auges in Kauf und lassen ihre Truppen marschieren.



ABSCHIED VOM FRIEDEN

Der Aufmarsch in den Krieg

Auch in Frankreich ist man entschlossen, falls erforderlich, den „militärischen Weg“ zu gehen. In Paris scheut man eine Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reich auf den Schlachtfeldern angesichts der eigenen Bündniskonstellation nicht. Am 1. August 1914 wird in Paris offiziell die Mobilmachung für den folgenden Tag verkündet. Ohnehin ist das Verhältnis zu Deutschland von erheb-

lichen Spannungen geprägt: Seit dem verlorenen Krieg von 1870/71 gegen Preußen und dem Verlust von Elsass-Lothringen fühlen sich viele Franzosen in ihrem nationalen Stolz verletzt. Ebenso wie in der etablierten Weltmacht Großbritannien sieht man auch in Paris das Wilhelminische Deutschland nur widerwillig als „neue“ Großmacht an.



BEREIT ZUM KAMPF: Auch in Frankreich, Großbritannien, Österreich-Ungarn und Russland rücken viele Soldaten während der Phase der Mobilmachung siegesgewiss aus den Garnisonen an die Front. Aufnahme aus Paris im Sommer 1914, digital koloriert. Foto: ÂRue des Archives/RDA/Süddeutsche Zeitung Photo



UM LEBEN UND TOD: Österreichische Soldaten (hinten) nach der Erstürmung eines italienischen Schützengrabens während der 2. Piaveschlacht im Juni 1918. Das Grauen des Krieges und der Tod sind ständige Begleiter der oftmals traumatisierten Soldaten aller Kriegsparteien.

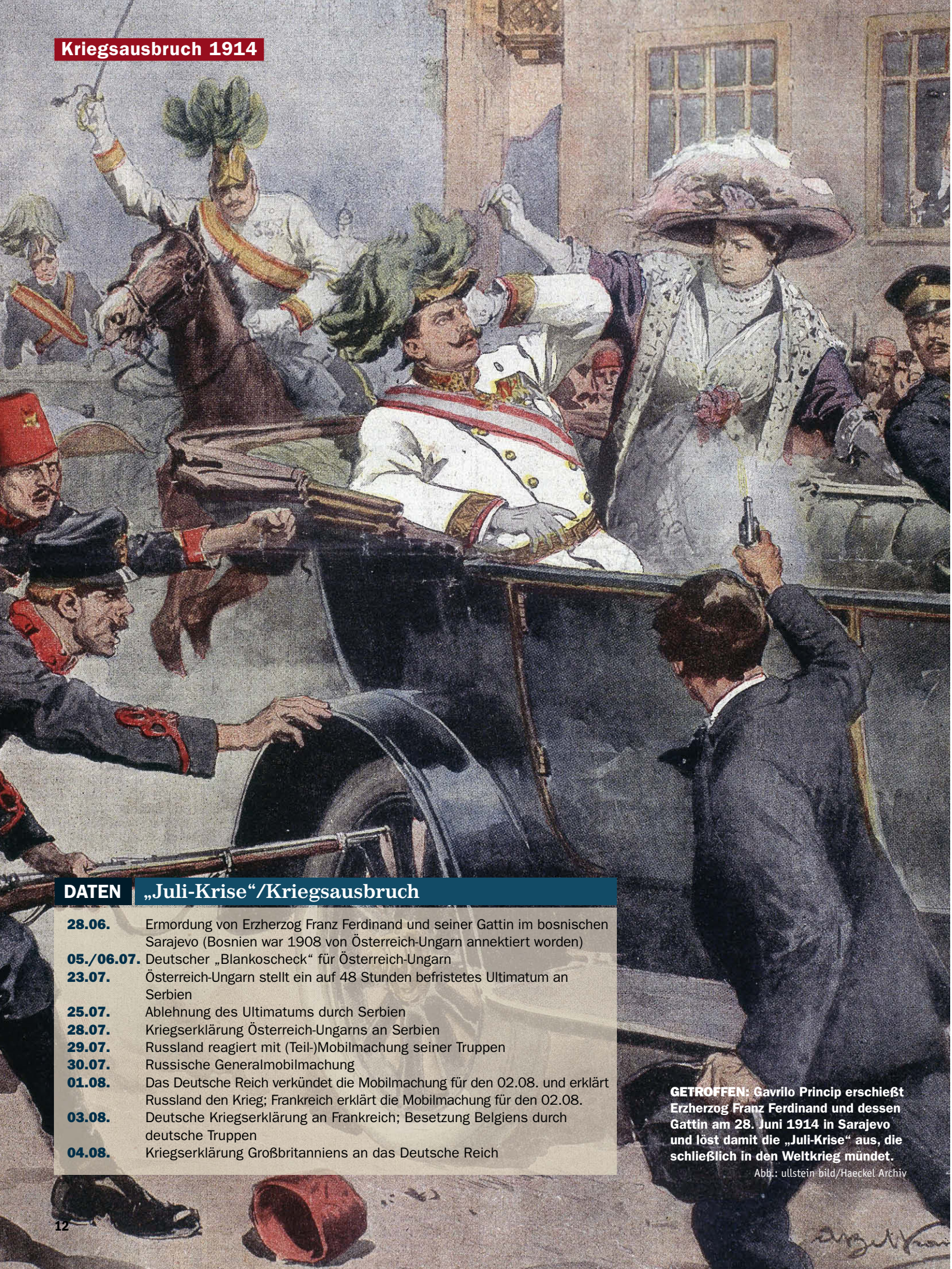
Foto: ullstein bild/LEONE

ABSCHIED VON DER MENSCHLICHKEIT

Das Töten auf dem Schlachtfeld

Im Jahr 1914 hätte wohl niemand für möglich gehalten, dass sich der Krieg derart grausam und verlustreich für alle Beteiligten entwickeln würde. Einen militärischen Konflikt dieser Intensität und diesen Ausmaßes, in dem der Mensch zum Material verkommt, hat es bis dahin nicht gegeben. Eine Vielzahl neuer Waffenentwicklungen erzeugt während der Kriegsjahre ein „Kriegs-

bild“, in dem der Einsatz von Giftgas und Tanks sowie von Flugzeugen und U-Booten die in noch alten Vorstellungen verhaftete Führung von Armeen revolutioniert. Der in hohem Maße industriell geführte Weltkrieg bringt im frühen 20. Jahrhundert eine unmenschliche Tötungsmaschinerie hervor, die Millionen von Menschen ins Verderben stürzen sollte.



DATEN „Juli-Krise“/Kriegsausbruch

- 28.06.** Ermordung von Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gattin im bosnischen Sarajevo (Bosnien war 1908 von Österreich-Ungarn annektiert worden)
- 05./06.07.** Deutscher „Blankoscheck“ für Österreich-Ungarn
- 23.07.** Österreich-Ungarn stellt ein auf 48 Stunden befristetes Ultimatum an Serbien
- 25.07.** Ablehnung des Ultimatus durch Serbien
- 28.07.** Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien
- 29.07.** Russland reagiert mit (Teil-)Mobilmachung seiner Truppen
- 30.07.** Russische Generalmobilmachung
- 01.08.** Das Deutsche Reich verkündet die Mobilmachung für den 02.08. und erklärt Russland den Krieg; Frankreich erklärt die Mobilmachung für den 02.08.
- 03.08.** Deutsche Kriegserklärung an Frankreich; Besetzung Belgiens durch deutsche Truppen
- 04.08.** Kriegserklärung Großbritanniens an das Deutsche Reich

GETROFFEN: Gavrilo Princip erschießt Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Gattin am 28. Juni 1914 in Sarajevo und löst damit die „Juli-Krise“ aus, die schließlich in den Weltkrieg mündet.

Abb.: ullstein bild/Haeckel Archiv

Von der „Juli-Krise“ zum „Weltenbrand“

„Startschuss“ zur Katastrophe

28. Juni 1914: Als an diesem Tag Gavrilo Princip den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo erschoss, gab er gleichzeitig damit den „Startschuss“ zur „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts. Von Eberhard Birk

Hinter dem folgenden „Sprung ins Dunkle“ stand ein komplexes Ursachenbündel. Darin waren mehrere Aspekte wechselseitig miteinander verwoben und bildeten eine „unheilvolle Allianz“:

- zeittypische politisch-kulturelle Charakteristika – etwa Militarismus, chauvinistischer Nationalismus, Sozialdarwinismus, Imperialismus – in Form einer Prägung der Geisteshaltungen weiter Teile der Eliten wie auch der Bevölkerungen;
- das zunehmende Gefühl, am Ende einer „Belle Époque“ (dt.: schöne Epoche) zu stehen und in den Abgrund zu blicken;
- detailliert ausgearbeitete und unbedingt einzuhaltende Mobilisierungspläne auf der Basis von Eisenbahnlinien sowie
- die Positionen der europäischen Mächte mit ihren machtpolitischen Zielen und (Fehl-)Einschätzungen.

Die habsburgische Vielvölkermonarchie als institutionelle Klammer unterschiedlichster Nationalitäten und Ethnien litt spätestens seit der Revolution von 1848/49 darunter, dass sie sich als „kranker Mann an der Donau“ in einem Wettlauf zwischen Aufrechterhaltung des schwindenden Großmachtstatus und einer drohenden Implosion befand. Die reale Schwäche Österreichs konnte in einer neuen Krisensituation zu einer Überreaktion führen. Eine bis heute nicht bewiesene politische „Mittäterschaft“ Serbiens beziehungsweise seines Militärgeheimdienstes bei der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo galt im Sommer 1914 – zumindest für die österreichische Regierung – als offenkundig.

Für die Donaumonarchie kam es darauf an, ihr Gesicht als Großmacht zu wahren

und durch eine schnelle militärische „Bestrafungsaktion“ Stärke zu zeigen.

Trotz des für Österreich vollkommen inakzeptablen Attentats auf seinen Thronfolger und dessen Gattin schien sich die Lage zunächst zu entspannen. Österreich-Ungarn wollte weitere diplomatische Optionen ausloten und musste zunächst zur Aufstockung des Friedensheeres seine Soldaten aus dem Urlaub zurückbeordern und Reservisten einberufen. Erst in der letzten Juli-Woche glitt die europäische Diplomatie in die „Krise“.

Ultimatum an Serbien

Österreich stellte am 23. Juli ein scharfes Ultimatum, dessen Forderungen von Serbien beinahe vollständig erfüllt wurden. Dennoch erklärte Österreich-Ungarn am 28. Juli dem Balkanstaat den Krieg. Als „Sicherheit“ für das eigene Vorgehen verfügte die K.-u.-k.-Monarchie seit dem 5. Juli 1914 über den „Blankoscheck“ und die „Nibelungentreue“ des Deutschen Reiches.

Das 1871 entstandene Deutsche Reich war eine Art „Emporkömmling“, der das europäische „Konzert der Mächte“ schon alleine aufgrund seiner Größe (Bevölkerung, Wirtschaftskraft, Militär) nachhaltig veränderte. Im Zeitalter des Imperialismus strebte auch das Deutsche Reich eine bedeutende weltpolitische Rolle an. Nach und nach entfaltete das außenpolitische Auftreten des Reiches eine integrative Wirkung auf viele der anderen europäischen Mächte und führte letztlich sogar zu einem immer engeren Zusammenrücken alter Konkurrenten.

Insbesondere durch seine Flottenpolitik – verbunden mit der Suche nach einem „Platz an der Sonne“ – wurde das Reich, das ohne-



TÄTER: Für sein Attentat wurde Gavrilo Princip (1894–1918) zu 20 Jahren Kerkerhaft verurteilt. Er starb im Frühjahr 1918 in Theresienstadt an Tuberkulose.

Foto: picture-alliance/akg-images

hin über das qualitativ beste Heer verfügte, für die Mächte des „alten Europa“ ein Herausforderer des Systems.

Schließlich ging aber Großbritannien durch den Bau qualitativ überlegener Großkampfschiffe („Dreadnought“-Sprung) schon einige Jahre vor dem Krieg als „Sieger“ aus dem deutsch-britischen Wettüben zur See hervor.

Unterschiedliche Interessen

Für Großbritannien kam es in der Folge vielmehr darauf an, eine Vormachtstellung des Deutschen Reiches auf dem Kontinent zu verhindern und gleichzeitig die geostrategischen Interessen Russlands, das viel stärker als das Deutsche Reich als weltpolitischer Konkurrent der Zukunft wahrgenommen wurde, von Asien auf (Süd-)Osteuropa zu lenken. Die Aufrechterhaltung der „Triple Entente“, die 1907 durch den britisch-russischen „Ausgleich“ die 1904 zwischen Frankreich und Großbritannien geschlossene „Entente cordiale“ erweiterte, war daher im strategischen Interesse Großbritanniens.



BESCHENKT: Eine Passantin überreicht einem deutschen Soldaten einen kleinen Blumenstrauß. Vielerorts wurden die im Sommer 1914 in den Krieg ziehenden Männer unter großer Aufmerksamkeit der Zivilbevölkerung an die Front verabschiedet.

Foto.: picture-alliance/AP

Auch Frankreich war keine Macht, die auf den Erhalt des „Status quo“ setzte. Keine französische Regierung konnte es sich leisten, auf die Forderung der Rückkehr Elsass-Lothringens in das französische Staatsgebiet zu verzichten. Selbst wenn die Erinnerung an die „Schmach“ von 1871 mehr und mehr abklang, so war dieses geschichtspolitische Argument in Krisenzeiten reaktivierbar.

Für die Sicherheit der Grande Nation galt ein Bündnis mit Russland im strategischen Rücken des Deutschen Reiches als unerlässliche Voraussetzung. Zudem erhielt auch Serbien eine erhebliche finanzielle Unterstützung von Frankreich. Die strategische Logik war offensichtlich: Sollte im Südosten Europas erneut ein Krieg beginnen, so wären hier mit Österreich, Russland und Deutschland drei europäische Großmächte betroffen. Ein Umstand, der den Druck auf Frankreichs Ostgrenze merklich reduzieren konnte.

Interessen des Zarenreiches

Im Spannungs- beziehungsweise Kriegsfall musste aber auch Deutschlands westlicher Nachbar seine bündnispolitische Zuverlässigkeit – hier ebenfalls verstanden als „Nibelungentreue“ – demonstrieren. Diese wurde aber auch von Russland erwartet. Bereits 1905 wurde durch französische Anleihen das Zarenreich vor dem Kollaps gerettet und auch dessen strategische Eisenbahnlinien, die für eine rasche Mobilisierung der Truppen notwendig waren, wurden mit französi-

schem Geld gebaut. Nicht umsonst war der französische Staatspräsident Raymond Poincaré während der Zuspitzung der „Juli-Krise“ nach Sankt Petersburg gereist, um über das weitere Vorgehen zu beraten.

Ähnlich wie Österreich-Ungarn befand sich auch Russland in einem Spannungsfeld zwischen innerer Zerbrechlichkeit und Sicherung seines Anspruchs als bedeutender Akteur des europäischen Systems. Der Idee des „Panslawismus“ mit dem Zaren als weltlichem Schutzherrn aller orthodoxen Slawen kam dabei eine zentrale Rolle zu. Nachdem Russlands strukturelle Schwäche, die durch die Niederlage gegen Japan im Krieg von 1904/05 manifest wurde, 1908 durch die österreichische Annexion Bosniens ausgenutzt wurde, drängte die „patriotische Presse“ den russischen Außenminister dazu, nicht auch noch Serbien einem Alleingang der Habsburgermonarchie auszuliefern. Eine Missachtung der Ambitionen Serbiens konnte daher perspektivisch zum Verlust dieses machtpolitisch wichtigen russischen „Sprungbretts“ auf dem Balkan führen. Aus Furcht vor einem macht- und bündnispolitischen Gesichtsverlust sowie sozialen Unruhen sah sich das Zarenreich gezwungen, Serbien in einer Konfrontation mit Österreich-Ungarn beizustehen.

Gilt auch hier die Dimension einer „Nibelungentreue“ durch einen faktischen „Blankoscheck“, schon alleine, um wieder Handlungsfähigkeit als Großmacht zu demon-

strieren? Auf jeden Fall musste Russland möglichst früh mit seiner Mobilmachung beginnen: erstens aufgrund eines österreichischen Aufmarsches gegen Serbien, verbunden mit einem zweiten gegen Russland selbst; zweitens, um zur Entlastung seines Partners Frankreich rechtzeitig Truppen an die deutsche Ostgrenze zu bringen.

Gefahr der Einkreisung

Da die ursprüngliche defensive Ausrichtung der Entente zusehends eine offensivere Ausrichtung erhielt, die zudem auch mit militärischen Absprachen verbunden wurde, fühlte sich das Deutsche Reich „eingekreist“. Zur Sicherung seiner kontinentalen Position war das Wilhelminische Deutschland folglich auf die Stabilität seiner Allianz mit dem Habsburgerreich angewiesen, da es sich zumindest auf einen strategischen Partner abstützen musste.

Der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg hoffte darauf, durch eine Politik des „kalkulierten Risikos“ am Rande eines Krieges die dem Deutschen Reich gegenüberstehenden Mächte diplomatisch auseinandermanövrieren zu können.

Die führenden deutschen Militärs befürchteten schon seit Jahren, dass sich das verbleibende „Zeitfenster“ für eine erfolgreiche Umsetzung einer eigener Eisenbahnmobilmachung spätestens 1917 schließen würde, wenn mit der Fertigstellung strategischer Eisenbahnlinien Russlands zu rechnen war. Auch



SEITE AN SEITE: Zeitgenössische Bildpostkarte, die die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft beschwört.

Abb.: picture-alliance/akg-images

die quantitativ und qualitativ anwachsende Heeresrüstung in Frankreich und Russland führten zu einer immer pessimistischeren Einschätzung der eigenen Erfolgsaussichten.

Ende 1912 plädierte Generaloberst von Moltke d. J., seit 1906 Chef des Großen Generalstabes, bereits für einen Krieg: „Ich halte einen Krieg für unvermeidlich und: je eher desto besser.“ Und im März 1914 – wenige Monate vor dem Attentat in Sarajevo – versuchte er in einem privaten Gespräch den Staatssekretär des Auswärtigen davon zu überzeugen, dass angesichts einer in wenigen Jahren drohenden Niederlage im kontinentalen Rüstungswettlauf ein baldiger Präventivkrieg die beste Lösung sei. Aufgabe der Außenpolitik sei es, diesen Krieg herbeizuführen. Noch sah sich der Große Generalstab durch seinen Mobilmachungs- und Aufmarschplan auf der Basis eines hervorragenden Eisenbahnnetzes hierfür sehr gut vorbereitet.

Sinn machten seine militärischen Planungen aber nur, wenn es ein politisches Szenario gab, in dem eine Legitimation sowie eine günstige Lage vorlag, die eigenen Vorteile mit Erfolg umsetzen zu können. Und gänzlich abstrakt konnte ein „ideales Szenario“ wie folgt aussehen. Erstens: Krieg zusammen mit dem Bündnispartner Österreich, da das Deutsche Reich mindestens einen strategischen Partner benötigte; zweitens: Krieg gegen das Russische Reich, da die deutschen Sozialdemokraten im Zaren, der 1905 bei



FREUDESTRAHLEND: Extrablätter verkündeten am 25. Juli 1914 in Belgrad die serbische Mobilmachung, die von vielen Menschen des Landes mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Foto: picture-alliance/dpa/©dpa-Bildarchiv

Unruhen in Sankt Petersburg Hunderte von Aufständischen hatte erschießen lassen, einen Despoten sah – somit konnte ein „Burgfrieden“ im Reich entstehen; drittens sollten im Falle des Krieges die maritimen britischen Interessen nicht berührt werden, da die Dominanz der britischen Flotte weiterhin ungeboren war.

Von der Krise zum Krieg

Wenn dabei ein „gerechter“ Kriegsgrund für die Kabinettspolitik wie auch die öffentliche Meinung vorlag, konnte es dies Großbritannien erschweren, vorbehaltlos in den Krieg gegen Deutschland einzutreten; in diesem Fall stufte das Deutsche Reich einen reinen Kontinentalkrieg als „gewinnbar“ ein.

Und genau dieses Szenario entstand nach dem Attentat in Sarajevo. Das Reich würde im (Süd-)Osten einen „gerechten Krieg“ mit seinem Bündnispartner führen und – sollte Frankreich Russland offensiv unterstützen – auch im Westen zu einem zweiten „Verteidigungskrieg“ gezwungen werden.

In der strategischen Logik aller Großmächte gab es im Juli 1914 neben dem realen „Blankoscheck“ des Deutschen Reiches an Österreich-Ungarn viele vermeintliche und einen daraus abgeleiteten „Zwang“ zur „Nibelungentreue“ auf allen Seiten. Keine der europäischen Großmächte sah deshalb die Notwendigkeit, in der „Juli-Krise“ als Bremser und Schlichter aufzutreten. Fast alle Staaten Europas hatten darüber hinaus Fragen

OFFIZIELL: Der französische Staatspräsident ordnet die Generalmobilmachung der französischen Streitkräfte an. Erster Mobilmachungstag war der 2. August 1914.

Foto: picture-alliance/akg-images

ihrer Souveränität mit einer Mischung von Prestige und Ehre verknüpft, die mehr den „Regeln“ einer Gesinnungs- als denen einer Verantwortungsethik folgten – und „Falken“ (Hardliner) saßen in allen Hauptstädten.

Sie alle haben Ende Juli 1914 mehr oder weniger bewusst Europa in den Krieg taumeln lassen, weil sie kein Interesse daran hatten, ihre jeweiligen bündnispolitischen Verpflichtungen zu „verraten“. Dadurch entstand eine „Kettenreaktion“ in den europäischen Metropolen. Aber: Ganz gleich, wer in der „Kriegsschuldfrage“ stärker belastet war – jenen Weltkrieg, der entstand, wollte keiner der Akteure.

Dr. Eberhard Birk, Oberregierungsrat und Oberstleutnant d. R., seit 2000 Dozent für Militärgeschichte und Politische Bildung an der Offizierschule der Luftwaffe (OSLw) in Fürstenfeldbruck.

Die politische Bedeutung des Ersten Weltkrieges



Aktualität und Brisanz des „Großen Krieges“

Von Peter Andreas Popp

Aus eigenem Erleben: Im September 1998 veranstaltete das Militärgeschichtliche Forschungsamt eine internationale Fachtagung zum Thema „Kriegsende 1918“ in Aachen. Das Medienecho war bezeichnend: Lediglich BBC World schickte ein Fernsehteam ... Gut ein Jahr darauf, Anfang Dezember 1999, fand seitens des französischen Partnerinstituts eine Tagung in Paris statt über die sicherheitspolitische Strukturen in Mittelost- und Südosteuropa nach 1919: die Vorträge allesamt der Veröffentlichung wert, das Ambiente der Konferenz nicht minder aufschlussreich. Ich hatte den Eindruck, dass manch ältere Historikerkollegen aus dem Osten Europas die „Kleine Entente“ irgendwie in ihren Vorträgen nochmals durchlebten. Mir ist damals jedenfalls unmittelbar bewusst geworden, welch politische Dimension der Erste Weltkrieg noch heute außerhalb Deutschlands hat.

Das ist wichtig zu betonen, weil dies aus deutscher Perspektive vielfach verkannt wird. Für „uns“ ist der „große Krieg“ nicht der Erste, sondern der Zweite Weltkrieg. Und das nimmt nicht Wunder, denn erst der Zweite Weltkrieg in Kombination mit den Untaten der NS-Diktatur diskreditierte deutsche Identität und zerstörte für fast vier Jahrzehnte die deutsche Nationalstaatlichkeit. Der Erste Weltkrieg erscheint in dieser Perspektive lediglich als Ouvertüre des Zweiten. Gedeckt wird diese deterministische Perspektive durch den unreflektierten Gebrauch der Formulierung „der neue Dreißigjährige Krieg“ bzw. „der europäische Bürgerkrieg von 1914 bis 1945“.

Dass sich die Nationen Europas in beiden Kriegen zerfleischten und dass es nach 1919 nicht gelang, eine Friedensordnung zu schaffen, ist unbestritten. Doch führte der Erste Weltkrieg zwingend zum Zweiten? Um es gleich vorwegzunehmen: Nichts in der Geschichte ist zwingend. Geschichte ist Menschenwerk, und Menschen können sich so oder so oder gar ganz anders als „so oder so“ verhalten. Und darum Vorsicht mit Etikettierungen, die dieses Nachfragen vereiteln.

Dieser Befund gilt auch für den Beginn des Ersten Weltkrieges: Zur Julikrise hätte es nicht kommen müssen. Nur – es kam dazu! Dass man deutscherseits nicht einfach so hineingeschlittert war, darüber geben die Untersuchungen Fritz Fischers Aufschluss. Seine Forschungen regten andere Historiker zum Widerspruch an. Sie führten zu Einzelstudien hinsichtlich der Politik der anderen beteiligten Großmächte und Staaten. Die Fischer-Kontroverse Mitte der 1960er-Jahre zeigte, wie politisch aktuell der Erste Weltkrieg damals hierzulande war.

Seitdem trat die Historisierung des Ersten Weltkrieges in Deutschland ein, bis – keiner in Deutschland hätte es zu Beginn dieses Jahrzehntes für möglich gehalten! – Christopher Clark mit seinem Buch „Die Schlafwandler“ die Bestsellerlisten stürmte. War für den Ersten Weltkrieg eine überschaubare Anzahl führender Persönlichkeiten, waren Strukturen oder waren gar – eine marxistische Perspektive zugrunde gelegt – historische Gesetzmäßigkeiten dafür verantwortlich? Die marxistische Perspektive spielt als politisch relevantes Deutungsmuster nach dem Ende der Sowjetunion, die markanterweise ja ein Produkt des Ersten Weltkrieges verkörperte, unter Historikern heute keine Rolle mehr.

Ohne den Ersten Weltkrieg als „Urkatastrophe“ (George F. Kennan) wäre das 20. Jahrhundert nicht so geworden, wie es geworden ist. Diesem 20. Jahrhundert ging nämlich das von Joachim Radkau so treffend genannte „Zeitalter der Nervosität“ voraus, die besonders ausgeprägt war in der Großmacht, die das höchste Maß an politischer Dynamik vor 1914 entfaltete: das Deutsche Reich, für das nach dessen Untergang ein Gigant deutscher Literatur, Thomas Mann, in der ihm eigenen Ironie den Ausdruck „das unheilige Deutsche Kaiserreich preußischer Nation“ prägte.

Kennans Ausdruck „the great seminal catastrophe of this century“ umfasst nicht allein die Jahre 1914 bis 1918. Er bezieht das „Zeitalter des Imperialismus“ ein, also den Zeitraum ab etwa 1890. Als Sündenfall gilt

Kennan die „schicksalhafte Allianz“ zwischen Russischem Reich und Frankreich von 1892/94.

Oder sollte man nicht besser von einer „Unheiligen Allianz“ sprechen? Ideologisch und politisch kulturell betrachtet, passte nichts zwischen den beiden Mächten. Das autokratische Zarentum mutierte damit nicht zu einem Gebilde, das sich einer Parlamentarisierung à la française zugänglich zeigte. Wenn es so gewesen wäre, dann wäre es – Ironie der Geschichte – im Frühjahr 1917 nicht untergegangen. Der französisch-russische Accord verkörperte eine offensiv orientierte „strategische Allianz“, die Einkreisungsängste in der Mitte Europas nur forcierte und die Nervosität anheizte. Er führte letztlich Frankreich aus der internationalen Isolierung, die eine Fernwirkung von Napoleons Niederlage bei Waterloo darstellte. Er führte Frankreich und Russland so zusammen, wie es 1807 gegeben schien. Seinerzeit, vor Abschluss des Friedens von Tilsit, stand Russland vor der Alternative, entweder sich auf Napoleon einzulassen und damit die Teilung Preußens umzusetzen oder als Garant des preußischen Königreiches aufzutreten. Es entschied sich für Letzteres, und dies bedeutete in letzter Konsequenz, dass sich Preußen als russischer Juniorpartner fügte. Das kleindeutsche, besser großpreußische Deutsche Reich von 1871 wollte dies nicht. Genauso wenig strebte es erst recht nach 1890 nicht danach, britischer Juniorpartner zu sein. Es strebte seit 1890 mit dem Anspruch „Weltmacht“ nach einem „Platz an der Sonne“, im Glauben, die Brüchigkeit seiner Existenz dadurch aufzuheben.

Vergleicht man die Kriegsziele der Großmächte zu Beginn des Jahres 1914, so zeigt sich, dass diese im deutschen Fall überhaupt nicht formuliert waren. Österreich-Ungarn als Bündnispartner erhalten, bedeutete kein Kriegsziel, sondern trug dem Umstand Rechnung, dass es eine „special relationship“ zwischen dem Deutschen Reich und dem Habsburger Reich gab. Wenn es eine aktuelle Lehre für das heutige Deutschland gibt, so die, dass man auch bei großer Sympathie und in der Politik niemals ungedeckte Schecks ausstellen sollte.

Hätte die Heilige Allianz, also das Bündnis zwischen dem Hause Romanow, dem Hause Habsburg und dem Hause Hohenzollern, zu Beginn des 20. Jahrhunderts so Bestand gehabt wie zwischen 1815 und 1848, so wäre die Julikrise „trilateral“ geregelt worden. Dieses Bündnis war aber bereits vor 1848 ein Anachronismus. Es missachtete das Streben der Völker nach Rechtsstaatlichkeit und nationalstaatlicher Identität. Letztere war freilich – die demografischen Verhältnisse in Ostmittel- und Südosteuropa vor und nach 1914/18, 1939/45 und auch 1989/90 (!) belegen es – ein konfliktfrei und kompromisslos nicht ohne Weiteres zu realisierendes Ziel.

Warum ist der Erste Weltkrieg noch kein völlig historisches Ereignis? Nur folgende Gründe seien an dieser Stelle angeführt:

(1) Während des Kalten Krieges war Ostmittel- und Südosteuropa „tiefgefroren“. Mit dem Niedergang der Sowjetunion tauten die Nationalitätenkonflikte wieder

auf. Nur: Der jugoslawische „Bürgerkrieg“ entwickelte sich nicht zu einem zweiten „Sarajevo“, weil sich dieses Mal Großmächte nicht instrumentalisieren ließen. Der Befund bleibt dennoch traurig wegen der Beharrungskräfte des Alten. Der Westen versucht, in dieser Region die Nationalitätenkonflikte innerhalb und außerhalb der Strukturen der EU zu mildern. Doch gelingt es wirklich ohne Truppenpräsenz, wenn sich Denkweisen nicht rasch ändern? Man beachte nur die Reaktion serbischer Intellektueller und Politiker auf das fulminante Weltkriegswerk aus der Feder von Christopher Clark.

(2) Was aus deutscher Perspektive gerne übersehen wird: Die machtpolitische Konfiguration im Nahen und Mittleren Osten verkörpert auch ein Produkt des Ersten Weltkrieges. Das betrifft nicht allein die Problematik Israel/Palästina. Die britische Politik versprach mit der Balfour-Deklaration von 1917 den Juden Europas etwas mehr, als sie den damals dort lebenden Menschen islamischen Glaubens versprach: die Schaffung einer Heimstätte auf ein und demselben Gebiet. Zugleich steckten Frankreich und Großbritannien ein Jahr zuvor ihre machtpolitischen Ansprüche ab. Alle dort etablierten „Staaten“ resultieren aus dem Friedensvertrag der Alliierten mit dem sich auflösenden Osmanischen Reich. Das hat noch heute geopolitische Auswirkungen bis hinein nach Mittelasien!

(3) Betrachtet man die machtpolitischen Verhältnisse in Fernost (aber auch anderswo außerhalb Europas), so fühlt man sich zurückversetzt bis ins tiefste 19. Jahrhundert.

(4) Kein seriös denkender Mensch im durch glückliche Umstände seit 1990 wiedervereinten Deutschland denkt an eine Revision des Versailler Vertrages – auch wenn historische Analyse zu der Erkenntnis kommt, dass der Westfälische Friede von 1648 und die Friedensregelung des Wiener Kongresses von 1814/15 trotz Defiziten doch besser, weil dauerhafter, waren als die Versailler Ordnung.

Herfried Münkler, der historisch orientierte Politikwissenschaftler, bezeichnet den Ersten Weltkrieg trefflich als „politikwissenschaftliches Kompendium für all das, was man falsch machen kann“. Die daraus zu ziehende historische Lehre bedeutet hinsichtlich der Zukunft Europas, alles zu bewerkstelligen, auf dass zentrifugale Kräfte nicht „den Laden“ sprengen. Das heißt, die Strukturen Europas so zu schaffen, dass sie stabil und akzeptabel zugleich sind, dass Menschen regionale und nationale Identität besitzen und sich zugleich in einem größeren Ganzen namens Europa geborgen fühlen. Wenn der Erste Weltkrieg und das „Danach“ einen historischen Sinn haben, dann den, die Menschen unseres Kontinents zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu ermuntern und zu befähigen.

Mancher mag leuchtende Augen bekommen beim Anblick friderizianischer Soldaten oder von Feldzügen im Alten Rom. Diese militärische Romantik ist dahin, wenn man sich bewusst auf den Ersten Weltkrieg als Ganzes einlässt. Krieg ist seit 1914/18 nicht mehr der Vater, sondern der böse Stiefvater aller Dinge. ■

Brutale Wirklichkeit: Soldaten auf einem Schlachtfeld inmitten von Toten. Der Erste Weltkrieg mag die technische Moderne befördert und die letzten Strukturen ständischer Ordnung beseitigt haben. Aber um welchen Preis?

Foto: picture alliance/Itar-Tass

Die Kämpfe an der Westfront

Zu Tode erstarrt

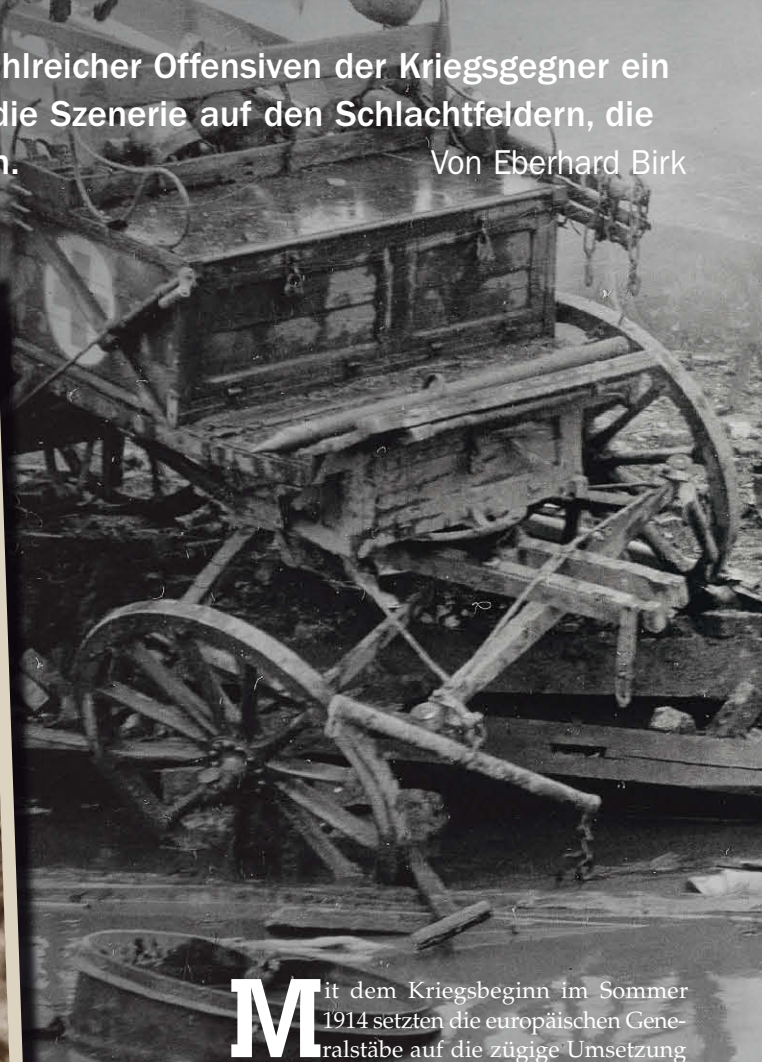
1914–1918: An der Westfront prägte trotz zahlreicher Offensiven der Kriegsgegner ein Stellungskrieg mit statischen Frontverläufen die Szenerie auf den Schlachtfeldern, die schließlich zu riesigen Massengräbern wurden.

Von Eberhard Birk



EINGEENGT: Deutsche Soldaten in einem Schützengraben an der Westfront. Ein gewaltiges Grabensystem zog sich durch Europas Westen von Nord bis Süd. Aufnahme digital koloriert.

Foto: picture-alliance/akg-images



Mit dem Kriegsbeginn im Sommer 1914 setzten die europäischen Generalstäbe auf die zügige Umsetzung ihrer in den Jahren zuvor erarbeiteten Mobilisierungs- und Aufmarschpläne. Der deutsche Große Generalstab griff dabei auf den „Schlieffenplan“ zurück, da der Plan für einen Aufmarsch im Osten 1913 eingestellt wurde.

Seit fast einem Jahrzehnt war der „Schlieffenplan“ – im Original von 1905 lediglich überschrieben als „Denkschrift“ für einen „Krieg gegen Frankreich“ – das, was später als „Geheimnis des Sieges“ titulierte wurde. Der Plan galt als „Patentrezept“ zur Verhinderung eines Zweifrontenkrieges durch die Auflösung in zwei zeitlich aufeinanderfol-



VERNICHTENDE WIRKUNG: Eine deutsche Sanitätsabteilung betrachtet die Wirkung eines Artillerie-Volltreffers. Eine hohe, aber unbekannte Zahl an Tieren, darunter Pferde sowie Melde- und Sanitätshunde, fand entlang der Frontlinien ebenfalls einen qualvollen Tod.

Foto: National Archives

gende Einfrontenkriege. Ursprünglich ging er zurück auf den langjährigen Chef des preußisch-deutschen Generalstabes, Alfred Graf von Schlieffen (1833–1913).

Schlieffens Überlegungen für einen Krieg gegen Frankreich entstanden nach der russischen Niederlage gegen Japan 1904/05. Für ihn schied das Zarenreich für absehbare Zeit als militärisch relevante Großmacht aus. Aufgrund der infrastrukturellen Situation Russlands ging er davon aus, dass die Mobilisierung des russischen Potenzials viel Zeit benötigen und daher ein Eintreffen russischer Kräfte in Ostpreußen lange dauern würde. Dieses Zeitfenster galt es für ein schnelles Niederwerfen der französischen

Armee im Westen zu nutzen. Daher konzentrierte sich Schlieffens Aufmerksamkeit vornehmlich auf Frankreich. Aufgrund starker Befestigungen im Osten Frankreichs sah Schlieffen sich aus rein militärischen Gründen gezwungen, diese Anlagen durch eine weiträumige Bewegung zu umgehen, um möglichst schnell sein Primärziel, die „Entwaffnung“ Frankreichs, zu erreichen.

Ein starker rechter Flügel sollte mit fünf Armeen über Belgien hinweg die französischen Kräfte überflügeln, je nach Lage westlich oder ostwärts von Paris einschwenken, die feindlichen Kräfte entweder gegen die Schweizer Grenze drängen oder aber in die Zange nehmen. Hierfür sollten die 6. und

7. Armee im Reichsland Elsass-Lothringen ihre Position halten oder aber leicht zurückweichen, damit die französische Armee in einem „Drehtür-Effekt“ zer- bzw. geschlagen werden kann.

Im Anschluss daran war die Verlegung der deutschen Truppen auf Eisenbahnen nach Osten vorgesehen. Dort hatte die 8. Armee gegen russische Kräfte hinhaltenden Widerstand zu leisten, bis das Gros der „Westarmee“ mit ihren dann kampferprobten Truppen auch Russland besiegen würde.

Der Vormarsch der deutschen Truppen durch Belgien verletzte dessen von Großbritannien garantierte Neutralität und führte Anfang August 1914 zur britischen



PROPAGANDA: Filmplakat mit dem Porträt von Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg. Von einem „Happy End“ konnte keine Rede sein.

Abb.: picture-alliance/akg-images

PROPAGANDA: Die Leichname deutscher Soldaten stapeln sich vor Verdun, während am Horizont die Sonne durch die dunklen Wolken bricht. Farbdruck aus „Le Petit Journal“, Paris, Frühjahr 1916.

Abb.: picture-alliance/akg-images



KRATER AN KRATER: Luftaufnahme eines Frontabschnittes bei Verdun. Das Gelände gleicht einer Mondlandschaft, in der ein Überleben nicht möglich scheint.

Foto: picture-alliance/
UPI-United Press International

Kriegserklärung an das Deutsche Reich. Es ist hierbei jedoch überzogen, den deutschen Spitzenmilitärs eine bornierte, vollkommene Ausblendung der politischen Geografie vorzuwerfen. Schlieffen war sich dieser Tatsache voll bewusst. Er hat sie jedoch aus militärischen Gründen beiseitegeschoben:

Erstens gestand er dem kleinen britischen Heer lediglich Erfahrungswerte aus dessen Kolonialkriegen zu. Zweitens würde sein auf Geschwindigkeit setzender Operationsplan schon erfolgreich gewesen sein, bevor das Expeditionskorps überhaupt auf dem Kontinent landen konnte. Beide Grundannahmen haben sich als falsch erwiesen, verweisen allerdings auf ein Selbstbild gesteigerter eigener Überlegenheit.

Als die französischen Kräfte Anfang September 1914 an der Marne den Kampf aufnahmen, entschied sich bereits hier, dass die operative Idee schneller Bewegungen an ihre Grenzen stieß. Mit Kräften, die von dem französischen Südabschnitt vor der 6. und 7. Armee zurückgenommen wurden, sowie neu aufgestellten Truppen bedrohte die nun nördlich von Paris stehende 6. Armee der

Franzosen den rechten deutschen Angriffsflügel. In eine 30 bis 40 Kilometer breite Lücke zwischen der 1. und 2. Armee, die aufgrund eines Schwenks der 1. Armee gegen die französischen Kräfte entstanden war, stieß zudem noch ein britischer Großverband. Dies gefährdete die Verbindung der beiden deutschen Armeen.

„Wunder an der Marne“

Im fernen Hauptquartier der aus dem Großen Generalstab hervorgegangenen (1.) Obersten Heeresleitung (OHL) entschied Generaloberst Helmuth von Moltke, den sächsischen Oberstleutnant i. G. Richard Hentsch zunächst zur 2. und dann zur 1. Armee nach vorne zu schicken, um Klarheit bezüglich der Situation an der Front zu erhalten.

Hentsch ließ aufgrund seiner Auslegung der Vollmacht Moltkes am 9. September den weiteren Vormarsch stoppen – eine Entscheidung, die dazu führte, dass es aus französischer Perspektive zum „Wunder an der Marne“ kommen konnte. Zu diesem Zeitpunkt beliefen sich die Verluste auf beiden Seiten auf jeweils etwa 250 000 Mann. Moltke mel-

„Der 8. August [1918] ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges.“

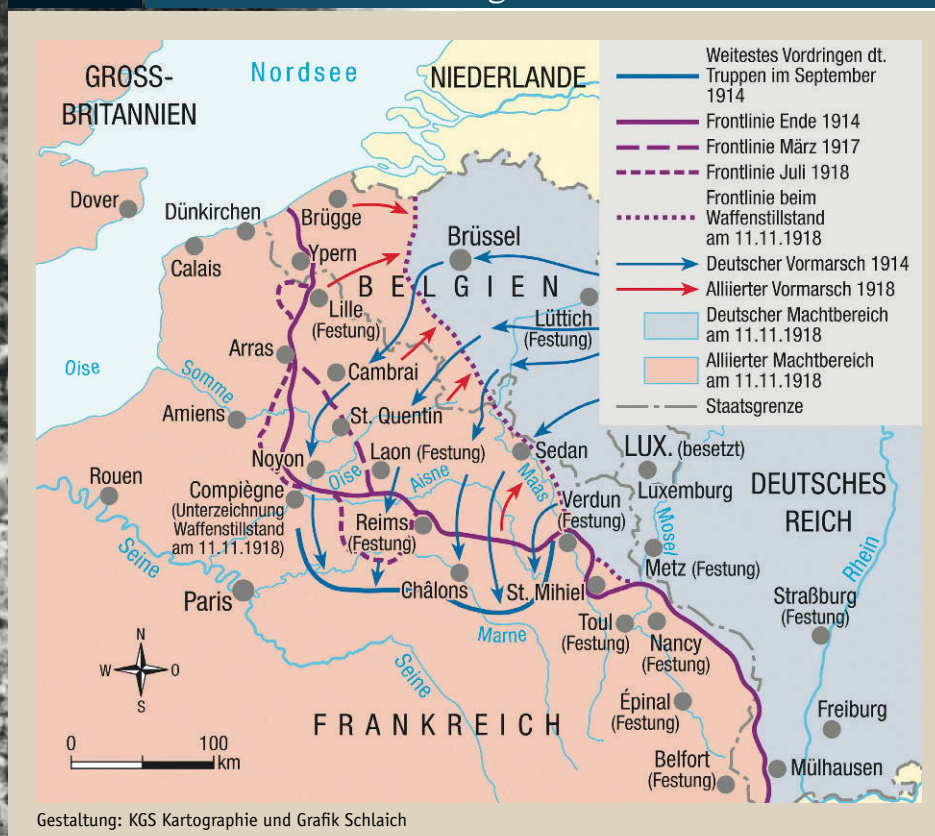
Erich Ludendorff in „Meine Kriegserinnerungen“, S. 547

dete seinem Kaiser daraufhin, dass der Krieg verloren sei.

Mitte September übernahm der bisherige preußische Kriegsminister, Erich von Falkenhayn, als Chef der 2. OHL nach der Ablösung Moltkes die Leitung der Operationen.

Bereits in der sich anschließenden Schlacht an der Aisne kämpften die Soldaten aus den Schützengräben heraus. In den ersten beiden Kriegsmonaten hatten Deutsche

KARTE Überblick: Der Krieg im Westen 1914–1918



ENTSETZLICHER ANBLICK: Der bereits skelettierte Leichnam eines britischen Soldaten im Niemandsland nahe des Höhenzuges Chemin des Dames im Norden Frankreichs. Häufig lagen die Toten im gefährlichen Bereich zwischen den Linien.

Foto: picture-alliance/Everett Collection

griffe die deutschen Stellungen zurückzudrängen. Trotz ihrer personellen und materiellen Überlegenheit gelang es ihnen jedoch nicht, mit ihren 107 französischen und 37 britischen Divisionen die 90 Divisionen des deutschen Feldheeres in der Winterschlacht in der Champagne (Februar bis März), in der Loretoschlacht (Mai bis Juli) und in der Herbstschlacht in der Champagne (September bis November) entscheidend zu schlagen.

Auch der von deutscher Seite vorgetragene Chlorgas-Einsatz am 22. April 1915 in der Zweiten Flandernschlacht (auch: Zweite Ypernschlacht) hatte keinen Erfolg gebracht – er verstieß zudem gegen die Haager Landkriegsordnung.

und Franzosen bereits 700 000, die Briten fast 90 000 Mann verloren. In der letzten Phase des Bewegungskrieges entwickelte sich durch beiderseitige Überflügelungsversuche zwischen den deutschen und französischen Armeen ein „Wettlauf zum Kanal“.

Von Anfang November 1914 bis gegen Ende des Krieges 1918 sollte ein weitgehend statischer Kriegsverlauf vom Ärmelkanal bis zur Schweizer Grenze zum Charakteristikum des Krieges an der Westfront werden.

Einzigster Erfolg im Osten

Am Ende des ersten Kriegsjahres waren somit sämtliche Zielsetzungen des Deutschen Reiches nicht erreicht worden. Das „Geheimnis des Sieges“ endete an der Marne. Die britische Flotte entzog sich einer von der deutschen Seite angestrebten Entscheidungsschlacht in der Deutschen Bucht. Dafür wurde im Osten in der Schlacht bei Tannenberg Ende August 1914 durch eine hochriskante Operationsführung unter der Leitung der Generäle Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff von der deutschen 8. Armee der einzige große Erfolg erreicht.

Nach dem Scheitern sämtlicher „Erfolgsrezepte“ standen das Deutsche Reich und sein Militär ratlos vor dem nun beginnenden zweiten Kriegsjahr, das im Westen von einer endlosen Reihe von „Schlachten“ entlang des riesigen statischen Grabensystems geprägt war. Die Alliierten versuchten im Jahr 1915, durch zahlreiche Frontalan-



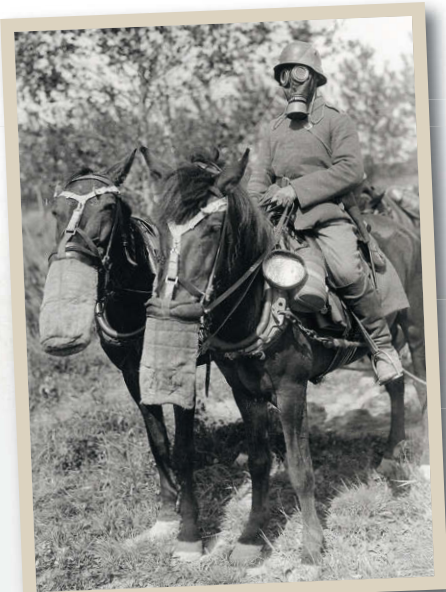
ERBEUTET: Dieser gegnerische Tank wird von deutschen Soldaten abgewrackt. Bei Cambrai in Nordfrankreich fand im November 1917 der erste große, operative, massierte Einsatz von britischen Tanks statt, doch die Schlacht endete trotz anfänglicher Durchbruchserfolge der Briten am Ende ohne Sieger.

Foto: National Archives

Das den Soldaten beider Seiten immer wieder befohlene, „phantasielose“ und menschenverachtende Anstürmen auf die Stacheldrahtverhaue und Verteidigungssysteme, aus denen heraus das Feuer zahlloser Maschinengewehre und Artilleriegeschütze die feindlichen Angriffslinien lichtete, machten aus dem erlebten „Kriegsalltag“ an der Front ein bereits vor dem Krieg von feinsinnigen Literaten prognostiziertes „Menschenschlachthaus“.

Was 1915 zum Alltag wurde, erlebte das Europa des Jahres 1916 in den Materialschlachten bei Verdun und an der Somme in einer Form, die diese „Erinnerungsorte“ zu einem Menetekel werden ließen.

Der zweite deutsche Versuch zur Entscheidung im Westen begann mit einer emotionslos-nüchtern formulierten Denkschrift von Erich von Falkenhayn. Ziel seiner Planung war nicht ein operativer Durchbruchserfolg, sondern der Aufbau eines durchkalkulierten Drucks auf ein französisches Prestigeobjekt: Verdun.



Aufgrund der Vermutung, dass Frankreich aus historisch-politischen Gründen alles zur Verteidigung jener etwa 240 Kilometer vor Paris liegenden Stadt einsetzen würde, die als „Geburtsort“ Frankreichs (Vertrag von Verdun 843) und mit ihrem stark befestigten Festungsgürtel als Bollwerk gegen Eindringlinge aus dem Osten galt, plante er im Rahmen der „Operation Gericht“ ein Vorgehen gegen diesen Ort von nationaler Bedeutung für die Franzosen.

„Hölle von Verdun“

Sein politisches Ziel war es, Frankreichs Friedensbereitschaft zu erzwingen. Seine militärische Methode bestand darin, dass Frankreich sich vor Verdun „verbluten“ sollte. Hierzu plante er den deutschen Kräfte- und Materialansatz so, dass im Verhältnis 2:1 bzw. 5:2 die französischen Verluste die der deutschen Seite weit übersteigen sollten.

Nach eingehenden Vorbereitungen begann die deutsche 5. Armee unter der nominellen Führung des Kronprinzen Wilhelm von Preußen ihren Angriff am 21. Februar 1916. Die „Hölle von Verdun“ entwickelte sich entgegen Falkenhayns Vorstellungen

GASALARM: Reiter mit Gasmaske; die Pferde tragen ebenfalls eine Schutzvorrichtung.

Foto: National Archives

„(...) und beide Parteien rüsten mit Riesenanstrengungen und Riesenopfern, mit noch schrecklicheren Mitteln zu einer erneuten Kampfprobe.“

Brief des Freiburger Studenten Eduard Offenbächer, gefallen an der Somme am 27. Juli 1916

zur „Blutpumpe“ sowohl für Frankreich als auch für das Deutsche Reich. Die Schlacht, die stets weitere Kräfte wie in einem Sog verschliss, wurde zum Synonym für das Verheizen der Soldaten in den Massen- und Materialschlachten des Westens.

Die sich nach der Einstellung der deutschen Angriffsbemühungen Mitte Juli weiter hinziehende Schlacht wurde anschließend bis Mitte Dezember 1916 mit französischen Gegenoffensiven fortgeführt.

Verdun brachte für beide Seiten keinerlei zählbare, den Krieg entscheidende territoriale Gewinne oder operative beziehungsweise strategische Erfolge und endete schließlich mit einer „Bilanz des Grauens“ von insgesamt mehreren Hunderttausend deutschen und französischen Verlusten durch Gefallene und Verwundete.

Diese Verlustbilanz, die einen Tiefpunkt militärischer Operationskunst darstellte, wurde jedoch im Verlauf des Krieges mehrfach „übertroffen“. Die zur Entlastung der „Verdun-Front“ zunächst mit Masse von britischen Kräften seit Ende Juni 1916 vorgetragene Offensive an der Somme führte trotz eines siebentägigen Artillerie-Trommelfeuers,

NACHSCHUBBASIS: Munitionslager der verbündeten Briten und Franzosen im Abschnitt der Somme-Schlacht 1916.

Foto: picture-alliance/akg-images





MAKABER: Französische Soldaten nehmen während einer Gefechtspause eine Mahlzeit ein und benutzen aufgestapelte Särge als Tisch für ihr Essgeschirr. Der Tod ist ein ständiger Begleiter der Soldaten.

Foto: picture-alliance/dpa



VERWÜSTET: Eine zerstörte französische Stellung nach einem deutschen Angriff. Der Tod schlug an jedem Tag des Stellungskrieges unerbittlich und zigtausendfach zu.

Foto: picture-alliance/Kollektiv Fotobüro, Dirk Zimmer

bei dem über 1,6 Mio. Granaten verschossen wurden, bereits am ersten Tag der Schlacht zu fast 60 000 Toten, Verwundeten und Vermissten beim britischen Heer.

Der Grund für diese unvorstellbar hohen Verluste lag darin, dass die deutschen Militärs aus dem Grabenkrieg „gelernt“ hatten. Taktische Neuerungen bestanden darin, die geschlossene Front aufzubrechen, einzelne isolierte Grabensysteme einzurichten, dem statisch-linearen Gefechtsfeld durch eine Staffelung im Raum Tiefe zu verleihen und die eigenen Truppen bei den üblichen Artillervorbereitungen in Deckung zu halten. Diese sollten dann nach dem Verstummen der Artillerie und vor Beginn des Sturms aus vorgelagerten MG-Stellungen über die Stacheldrahtverhaue gegen die angreifende Infanterie des Gegners wirken. Bis zum 18. November stiegen die Verluste beider Seiten auf insgesamt über 1,2 Millionen Soldaten an.

Wechsel in der OHL

Im August 1916 kam es zu einem Wechsel in der OHL: Die bei Tannenberg siegreichen Feldherren Hindenburg und Ludendorff traten die Nachfolge von Falkenhayn an. Ihre



AUF DEM WEG ZUR FRONT: Ein schweres Feldgeschütz des deutschen Heeres wird an einen Frontabschnitt im Westen transportiert, April 1918.

Foto: National Archives

Installation als 3. OHL brachte auf zahlreichen, für die weitere Kriegsführung relevanten Bereichen dramatische Veränderungen mit sich, die das Deutsche Reich wie auch die anderen kriegführenden Akteure auf den Weg zum „totalen Krieg“ führten. Das „Hindenburg-Programm“ sollte als Gesetz über den „Vaterländischen Hilfsdienst“ vom 5. Dezember 1916 nach Zustimmung des Reichstages bis zum Frühjahr 1917 zur Steigerung der Effizienz der deutschen Kriegsfähigkeit dienen – durch die Verdoppelung der Munitions- und Pulverproduktion, eine erhebliche Steigerung der Anzahl von Maschinengewehren, Artillerieschützen und Flugzeugen sowie durch die Ausdehnung der Wehrpflicht.

Nach drei Jahren erfolgloser deutscher Landkriegsführung und drei Jahren erfolgreicher britischer Blockade sollte in einer nationalen Kraftanstrengung die Leistungsfähigkeit von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft zur Erreichung eines Zieles eingesetzt werden: des militärischen Erfolgs an der Westfront.

Zunächst aber ging es aus deutscher Sicht darum, die Westfront für das Kriegsjahr 1917 zu stabilisieren. Am 9. Februar 1917 begann

die „Operation Alberich“, in deren Rahmen das Vorfeld systematisch zerstört wurde und die deutschen Truppen auf die seit Herbst 1916 vorbereitete „Siegfriedstellung“ zurückgeführt wurden.

„Blutsäufer“ Nivelle

Auf französischer Seite hatte Oberbefehlshaber Robert Nivelle seine „Frühlingsoffensive“ geplant. Sie begann am 16. April 1917. Im Rahmen der Feuertvorbereitung verschossen die Franzosen aus fast 3000 Geschützen mehr als 2,7 Millionen Granaten – beinahe doppelt so viele wie im Jahr zuvor die Briten an der Somme. Die geringen französischen Geländegewinne wurden mit fast 130 000 Mann Verlusten teuer erkaufte. Nivelle erhielt seinen Beinamen „der Blutsäufer“. Meutereien unter den französischen Soldaten griffen um sich. Frankreich musste daher vor erneuten Großoffensiven auf die Anlandung US-amerikanischer Verstärkungen warten. Aus diesem Grund stand – wie bereits 1916 auch – das Halten von Verteidigungslinien und die Unterstützung von britischen Entlastungsangriffen zunächst im Vordergrund.

Die Briten brachten ab Mitte Juli bis zum Jahresende 1917 mit mehreren Offensiven im Rahmen der Dritten Ypernschlacht jedoch weniger die deutschen Verteidiger in Bedrängnis als vielmehr die eigenen Personalreserven in Gefahr. Unzählige Angriffe mit noch größerer Artillerie-Feuertvorbereitung, mit intensivem Einsatz der Infanterie, mit einer überwältigenden Überlegenheit gepanzerter Kräfte und mit Luftfahrzeugen wurden durchgeführt. Die Bilanz war ernüchternd: Die Offensive kostete die britische Seite mehr als eine Viertelmillion Tote und Verwundete.

Erlebnisbericht

„Ich kroch hinauf und bot dabei ein auffallendes Ziel. Auf halbem Wege drehte ich mich unwillkürlich um und hatte das Gefühl, mein rechter Arm sei von einem elektrischen Schlag getroffen worden. Jetzt hatte es mich erwischt. Aber ich dachte nur: ‚Gott sei Dank! Nun ist alles vorüber.‘“

Schilderung des britischen Private Beardsell vom 21. März 1918

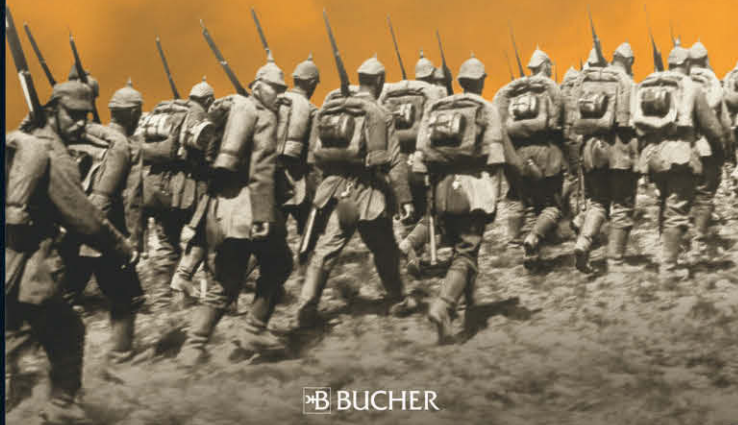
Ein kriegerisches ...

Markus Pöhlmann | Harald Potempa | Thomas Vogel (Hrsg.)

NEU!

Der Erste Weltkrieg 1914–1918

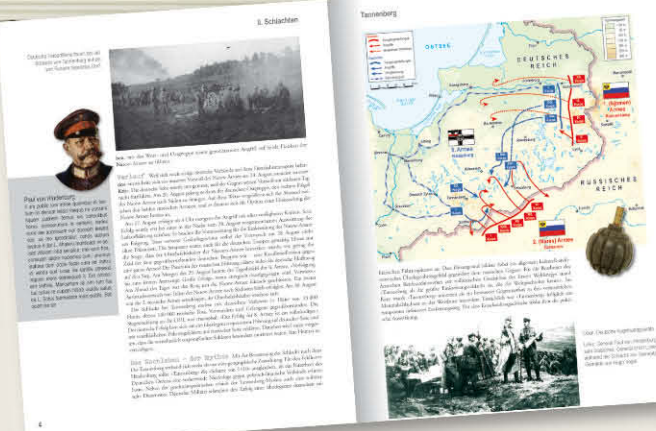
Der deutsche Aufmarsch
in ein kriegerisches Jahrhundert



BUCHER

384 Seiten · ca. 450 Abb.
21,5 x 27,6 cm

€ [A] 46,30
sFr. 59,90 **€ 45,00**
ISBN 978-3-7658-2033-5



»Dreißig Autoren gelingt es, allgemeinverständlich und höchst anschaulich den Weg der preußisch-deutschen Armee und der Kaiserlichen Marine in und durch den Ersten Weltkrieg nachzuzeichnen.«

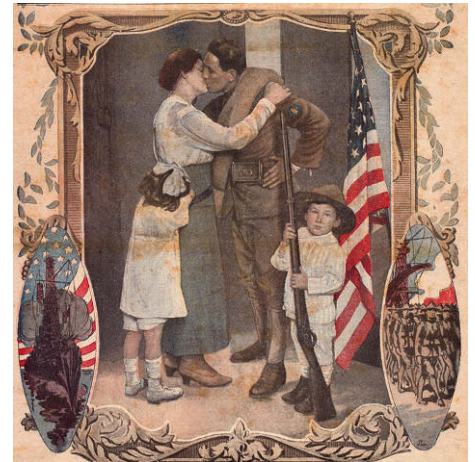
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Erlebnis Geschichte

BUCHER

Jetzt online stöbern unter
www.bucher-verlag.de
oder gleich bestellen unter
Tel. 0180-532 16 17 (0,14 €/Min.)

Krieg im Westen



AUF WIEDERSEHEN: Ein US-Soldat verabschiedet sich von Frau und Kindern, um in den Krieg gegen Deutschland zu ziehen. Zeitgenössischer Farbdruck. Abb.: picture-alliance/akg-images

Selbst ein Tank-Großangriff bei Cambrai am 20. November 1917 brachte trotz eines zeitweisen Einbruchs in die deutschen Stellungen infolge eines Gegenstoßes, bei dem deutsche Artilleriegeschütze zahlreiche Tanks außer Gefecht setzten, keine Bewegung in die Front. Auch die Briten mussten daher auf die Unterstützung der US-Kräfte hoffen und warten, die sich ab dem Frühjahr 1918 spürbar auswirken sollte.

Kriegseintritt der USA

Die USA waren im April 1917 in den Krieg eingetreten, da das Deutsche Reich zu Beginn des Jahres den uneingeschränkten U-Bootkrieg wieder aufgenommen hatte. Damit war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sich die enorme Ressourcenüberlegenheit der USA auch auf dem europäischen Kriegsschauplatz auswirken würde.

Die Prognosen auf deutscher Seite gingen für das Kriegsjahr 1918 davon aus, dass ab dem Frühling 1918 jeden Monat Unmengen an Material und circa 250 000 Soldaten in Europa angelandet werden würden. Und dies bei immer stärker schwindenden Ressourcen des Reiches. Die einfache Frage lautete daher: Woher können zusätzliche deutsche Divisionen kommen, die im Idealfall einen entscheidenden Sieg an der Westfront erzielen konnten, bevor sich die US-amerikanische Überlegenheit auswirken würde? Die Antwort lautete: von der Ostfront.

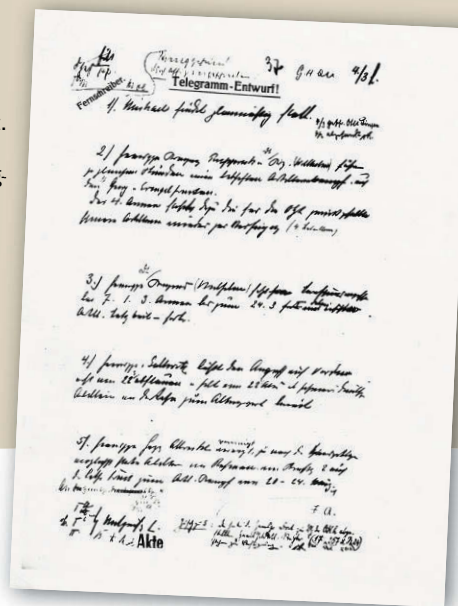
Die von der 3. OHL politisch und finanziell unterstützte Revolutionierung Russlands – verbunden mit „Friedensverhandlungen“ mit den Sowjetführern – führte seit November 1917 dazu, dass monatlich zehn Divisionen an die Westfront verlegt werden konnten. Mit der „Kaiser-“ beziehungsweise „Michaeloffensive“ ab dem 21. März 1918

Transkription

Angriffsbefehl für das Unternehmen „Michael“

- 1.) Michael findet planmäßig statt.
 - 2.) Heeresgpe. Kronprinz Rupprecht u. Dt. Kprz. (Wilhelm) führen zu geplanten Stunden einen lebhaften Artilleriekampf auf den Georg-Erzengelfronten.
 - 3.) Heeresgpe. Dt. Kronprinz (Wilhelm) setzt Lauffeuerangriffe bei 7. 1. 3. Armee bis zum 24.3. und dabei Artill. Betg. breit fort.
 - 4.) Heeresgpe. Gallwitz lässt den Angriff auf Verdun erst am 22/3 abflauen und hält vom 22/3 abends ab schwere deutsche Artillerie an der Bahn zum Abtransport bereit.
- (...)

Foto: picture-alliance/akg-images



traten die Deutschen zu ihrer letzten Großoffensive im Westen an. Sie zielte auf circa 70 Kilometer Breite im Raum Cambrai–St. Quentin darauf, die britischen von den französischen Kräften zu trennen.

Wendepunkt des Krieges

Der Einbruch in die gegnerischen Linien gelang bis zu einer Tiefe von 60 Kilometern. Und dies, obwohl die Alliierten mit 18.500 Geschützen, 4.500 Flugzeugen und 800 Tanks der deutschen Seite materiell deutlich überlegen waren. Doch am 5. April erlahmte die deutsche Offensive aufgrund der alliierten Verteidigungsanstrengungen und der Erschöpfung der eigenen Truppen. Auch vereinzelte Nebenoperationen verliefen erfolglos, sodass die deutschen Truppen von Auffangstellung zu Auffangstellung zurückgenommen werden mussten.

Mit dem Scheitern der deutschen Großoffensive Mitte Juli 1918 war der Wendepunkt des Krieges im Westen erreicht. Als am 8. August 1918, dem „schwarzen Tag des deutschen Heeres“, bei Amiens im Zuge einer alliierten Sommeroffensive mehr als 500 britische und 70 französische Panzer zum ersten Mal als operative Größe im Zusammenhang eingesetzt wurden, war die OHL nicht mehr in der Lage, die Niederlage zu beschönigen. Dennoch hielten Hindenburg und Ludendorff – wider besseres Wissen – an der Hoffnung fest, dass dem Frontheer doch noch ein Übergang in die Offensive gelingen würde.

In der zweiten Jahreshälfte 1918 ging alles sehr schnell. Selbst die zuvor errichteten deutschen Auffangstellungen, die mit Na-

men aus dem mittelalterlichen Nibelungenepos (Siegfried, Kriemhild, Brunhild etc.) versehen waren, hielten nicht stand. Der alliierte Vormarsch wurde nicht mehr vom deutschen Widerstand, sondern von den eigenen logistischen Möglichkeiten bestimmt (das heißt verzögert) und der Zusammenbruch des „weichen südöstlichen Unterleibs“ (Bulgarien, Osmanisches Reich, K.-u.-k.-Monarchie) machte auch für das Deutsche Reich jegliche Weiterführung des Krieges sinnlos.

Insbesondere der am 26. September mit 123 Divisionen begonnene alliierte Angriff zwischen Flandern und Verdun führte zu Ludendorffs Folgerung, dass der Krieg umgehend beendet werden müsse. Denn nun erwartete er ein unmittelbar bevorstehendes Zusammenbrechen der Westfront. Am 28. September einigte er sich mit Hindenburg darauf, dass ein Waffenstillstand auf Basis der 14 Punkte von US-Präsident Wilson erforderlich sei. Das Waffenstillstandsgesuch von Anfang Oktober 1918 konnte das Kaiserreich aber nicht mehr retten. Erschöpfung und Ermattung des Feldheeres wie auch der Bevölkerung brachen sich ihre Bahn und der Wille zur politischen Neuerung schuf neue Fakten.

Die Bilanz des Ersten Weltkrieges an der Westfront mit ihren unmittelbaren Auswirkungen auf militärischem Terrain war vielfältig: Das erwartete „Kriegsbild“ (Offensive) war in keiner Weise das dann reale (Defensive). Die Materialschlachten mit ihren immensen Opfern sowie die Vielzahl traumatisierter Soldaten waren sprichwörtlich verheerend: Von den zirka 65 Millionen von allen Staaten in den Krieg geschickten Soldaten waren am Ende mehr als 8,5 Millionen gefallen und über 21 Millionen verwundet. ■

Literaturtipp

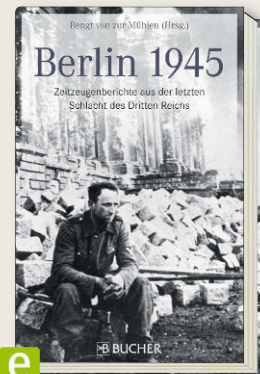
Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina/in Verbindung mit Pöhlmann, Markus (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2009

... Jahrhundert.



von Wilhelmshaven nach Scapa Flow.

168 Seiten · ca. 180 Abb. · 22,3 x 26,5 cm
€ [A] 30,90
sFr. 39,90 **€ 29,99**
ISBN 978-3-7658-2031-1



Zeitzeugenberichte aus der letzten Schlacht des Dritten Reichs.

512 Seiten · ca. 50 Abb. · 14,3 x 22,3 cm
€ [A] 30,90
sFr. 39,90 **€ 29,99**
ISBN 978-3-7658-2032-8



Kriegstagebücher zwischen Adel und Arbeitsdienst.

288 Seiten · ca. 20 Abb. · 14,3 x 22,3 cm
€ [A] 25,70
sFr. 34,90 **€ 24,95**
ISBN 978-3-7658-1896-7

Erlebnis Geschichte

BUCHER

Waffen – statt Federhalter und Pinsel

„Griff zum Schwert!“

Als sie in den Krieg zogen, galten sie als „Kämpfer des Geistes und der Muse“. Eine Vielzahl Intellektueller kämpfte im Weltkrieg an der Front – oft freiwillig und aus ganz unterschiedlichem Antrieb.

Von Peter Andreas Popp



NAHAUFNAHME: Gefallenendenkmal mit Liedzeile von Ernst Moritz Arndt.

Foto: Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo

Von Beginn an wurde der Erste Weltkrieg als Krieg der Ideen geführt. Das ist nicht neu in der Geschichte. Vorstellungen jenseits des Religiösen betreten das „militärische Spielfeld“ ab dem Zeitpunkt, wo Religion und Politik voneinander getrennt betrachtet werden. Dies ist spätestens ab dem 18. Jahrhundert der Fall und geschieht im Zeichen der Aufklärung. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, dass Ideen zu einer Quasi-Religion mutieren. Die Vorstellung der Nation in Form des einigen und geschlossenen Nationalstaates betritt die historische Bühne mit der Französischen Revolution. Die Parole „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“ mobilisierte Menschenmassen. Sie schweißte zusammen. Sie machte aber auch blind gegenüber einem politischen Führer und Verführer: im französischen Beispiel schon früh zu ersehen anhand von Napoleon Bonaparte.

Reinigendes Gewitter

Als Träger von politischen Ideen fungieren die Intellektuellen. Sie hatten bezeichnenderweise die politische Bühne in dem Moment betreten, als Bildung aus dem Monopol der Kirche trat. Denker wirken seitdem als Sinnstifter. Doch es ist schwierig, sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Ihr sinnstiftendes Wirken beruht nämlich auf Individualität. Gerade diese Individualität macht sie suspekt in den Augen derer, die den ganzen Menschen wollen. Nicht umsonst bezeichnete ein Tyrann, der ohne den Ersten Weltkrieg nicht an die Macht gekommen wäre – Josef Stalin –, die Intellektuellen als „Ingenieure der Seele“. Diese Definition bedeutet im Kern, dass Gelehrte nach einem von oben gegebenen Masterplan auf die Menschen einwirken sollen. Und das heißt: Sie sollen ihre Individualität verraten.

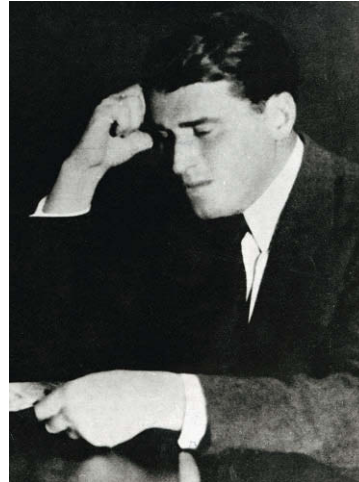
Auffällig bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist, dass Intellektuelle in allen kriegsführenden Nationen ein erschreckend hohes



ARNOLD ZWEIF



FRANZ MARC



CARL ZUCKMAYER

KÜNSTLER IM KRIEG: Die Schriftsteller Arnold Zweig und Carl Zuckmayer sowie der Maler Franz Marc kämpften im Weltkrieg. Marc fiel im Frühjahr 1916 an der Westfront bei Verdun (siehe Telegramm auf S. 29), Zweig und Zuckmayer überlebten.

Fotos: picture-alliance/picture-alliance; picture-alliance/akg-images; picture-alliance/Mary Evans Picture Library

Maß an Selbstgleichschaltung zeigten: Sie schwärmten zum allergrößten Teil für den Krieg als reinigendes Gewitter, als Fanal für eine neue, eine bessere Zeit. Sie schwärmten dafür, ohne dass sie „von oben“ dafür die Anweisung bekommen hätten.

Die Intellektuellen im deutschsprachigen Raum weisen dabei eine Besonderheit auf. Ihr geistiges Wirken findet in einem politischen Raum statt, der erst mit dem Jahr 1871 ein Nationalstaat wurde (= das Deutsche Kaiserreich) beziehungsweise als Vielvölkerreich (= Österreich-Ungarn) zunehmend zentrifugale, ja, erodierende Tendenzen aufwies. In beiden Staaten bestand eine Diskrepanz von Geist und Macht – eine größere jedenfalls als in Großbritannien oder Frankreich.

Das Dilemma der deutschen Denker gibt ein Zitat von Heinrich Heine – dem großen, wenn nicht dem größten deutschen Spötter –

gut wieder. Es datiert aus dem Jahr 1842 und lautet: „Franzosen und Russen gehört das Land, Das Meer gehört den Briten, Wir aber besitzen im Luftreich des Traums die Herrschaft unbestritten.“ Kurz nachdem Deutschland mit den Methoden Bismarcks geeinigt war, warnte Friedrich Nietzsche weitsichtig, nun folge die „Exstirpation (die Auslöschung) des Deutschen Geistes zugunsten des ‚Deutschen Reiches‘“.

Auslöschung des Geistes

Denn genau das geschah 1914. Und es geschah, was den Befund nicht relativiert, nicht nur in Deutschland allein. Der französische Philosoph und Schriftsteller Julien Benda prägte deshalb in den 1930er-Jahren für die Intellektuellen gerade auch seines Landes das Wort vom „Verrat“, und er bezog damit ausdrücklich als Inkubationszeit

den Ersten Weltkrieg mit ein. Denn ohne den Ersten Weltkrieg = kein erfolgreiches Aufkommen faschistischer Bewegungen nach dessen Ende; ohne den Ersten Weltkrieg = kein sozialistisches Gesellschaftsexperiment in Russland!

Beide Politikvarianten belegen, wie Intellektuelle zu „Ingenieuren der Seele“ verkommen. Der Krieg, der laut amerikanischer Lesart als letzter Krieg in die Geschichte eingehen und die Welt sicher für die Demokratie machen sollte, hinterließ binnen kurzer Zeit eine Welt, die das genaue Gegenteil zu diesem Ideal des US-Präsidenten Wilson darstellte. Bürgerlichkeit und Demokratie zugleich sollten bereits ab den frühen 1920er-Jahren als zukunfts-schwach gelten – auch bei den westlichen Siegern.

August-Erlebnis

„Verrat“ ist ein harter Vorwurf und er ist unter dem Leitwert von Pluralismus und Rechtsstaatlichkeit auch gerechtfertigt. Das Wort „Verrat“ erweckt allerdings den Eindruck, dass es bei Gelehrten immer eine Geschlossenheit des Denkens gibt und dass sie geschlossen die Republik des Freigeistes erstrebten. Nüchtern und realpolitisch betrachtet war dies 1914 nicht der Fall.

Die Zitate Heines und Nietzsches helfen jedenfalls, die Disposition von Intellektuellen in Deutschland während des „Großen Krieges“ besser zu erfassen. Sie geben einen Eindruck davon, dass es im „Land der Dichter und Denker“ tatsächlich eine Diskrepanz von „Geist“ und „Macht“ gab und dass Denker mit dem Weltkrieg die Chance sahen, diese zu überwinden, indem sie sich in den Dienst einer gemeinsamen Sache – der Verteidigung des Vaterlandes – stellten.

ZEITZEUGE Interview mit dem Maler Otto Dix (1891–1969)

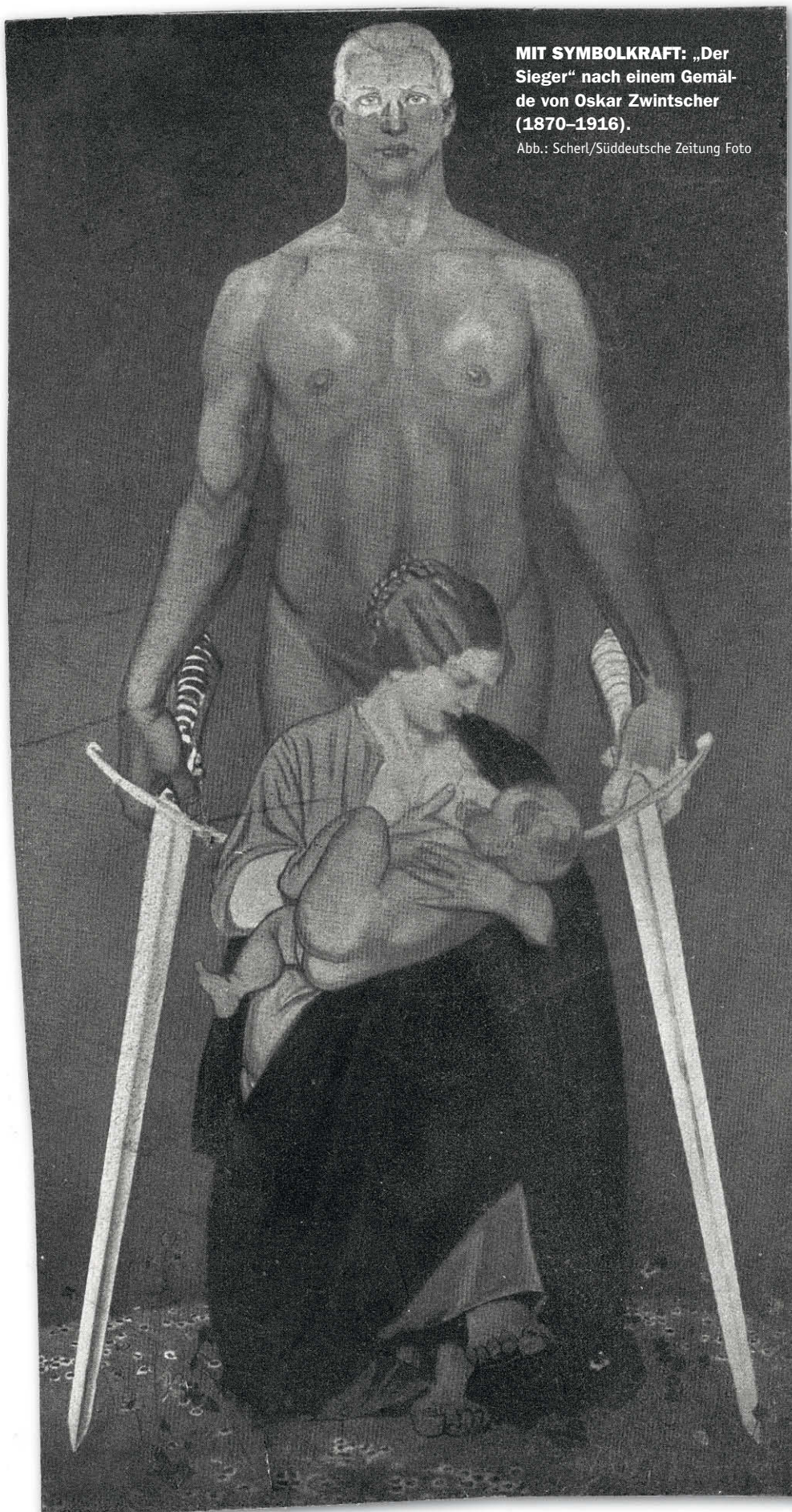
„Deswegen musste ich in den Krieg gehen. Und als junger Mensch, wissen Sie, ist es Ihnen scheinbar, ob man eins vor den Detz kriegt oder nicht, ganz egal. Ich muss raus, Angst gibt's da nicht. (...) Ich hab' Angst gehabt als junger Mensch, natürlich, wenn man langsam vorging an die Front, da war eine Hölle von Trommelfeuer, da hatte man Scheiße in den Hosen, nicht wahr. Aber je weiter man vorkam, umso weniger hatte man Angst. Ganz vorn hatten wir überhaupt keine Angst. Das sind alles Phänomene, die musste ich unbedingt erleben. Ich musste auch erleben, wie neben mir einer plötzlich umfällt und weg ... und die Kugel trifft ihn. Das musste ich alles ganz genau erleben. Das wollte ich, also bin ich doch gar kein Pazifist, oder? Ich bin ein

neugieriger Mensch gewesen. Ich musste das alles selber sehen. Ich bin so ein Realist, wissen Sie, dass ich alles mit eigenen Augen sehen muss, um das zu bestätigen, dass es so ist. Ich wusste ja vorher ... Jeder Mensch weiß alles vorher, jeder Mensch, aber er will es extra noch sehen, verstehen Sie. Er will es extra noch sehen. Er will auch das ganz Unsympathische, das ganz Stinkig-Dreckige will er sehen. Alles will er sehen. Das ist nämlich menschlich. Er will das selber sehen und nicht sich erzählen lassen, nicht wahr. Ich bin eben ein Wirklichkeitsmensch. Alle Untiefen des Lebens musste ich selber erleben. Deswegen ging ich in den Krieg.“

Radiointerview, Hessischer Rundfunk, 27. September 1967

MIT SYMBOLKRAFT: „Der Sieger“ nach einem Gemälde von Oskar Zwintscher (1870–1916).

Abb.: Scherl/Süddeutsche Zeitung Foto



Dies bildet den „Tatbestand“ des Augusterlebnisses von 1914 bei folgendem Ausgangsbefund: Intellektualität im deutschen Sprachraum vor 1914 zeichnet sich dadurch aus,

- dass sie sich politisch auf keinen gemeinsamen Nenner bringen lässt,
- dass sie machtgestützt und machtfern auftritt (die Gebrüder Thomas und Heinrich Mann als Beispiel) und
- dass sie bei aller politischen Verschiedenheit den Drang aufweist, Politik zu ästhetisieren.

Die Ästhetisierung von Politik im Sinne von Politik als Kunst gilt übrigens auch für marxistisch inspirierte Denker. Sie gilt nicht minder für diejenigen, die ein buchstäbliches Unbehagen an der in ihren Augen materialistisch verflachten Bürgerlichkeit empfanden. Entscheidend ist, dass nirgendwo in Europa Geschichtspessimismus so ausgeprägt war wie im deutschsprachigen Raum. Die Donaumonarchie liegt dabei vor dem kleindeutschen Reich!

Entscheidend ist nicht weniger, dass es vor 1914 in Deutschland nicht „den Intellektuellen“ gibt, sondern – wie bei den westlichen Nachbarn auch – „die Intellektuellen“. Dies rechtfertigt das spezielle Eingehen auf einzelne Gelehrte. Der deutschsprachige Raum steht jedenfalls in dieser Hinsicht gemeinsam mit den westlichen Nationalstaaten.

„Bestie Mensch“

In Russland sieht die Situation etwas anders aus: Dort gibt es nicht die Intellektuellen, dort gibt es die „Intelligenzija“, die sich als geschlossene Gruppe in Opposition zum zaristischen Regime versteht. Diese Art fundamentaler Systemopposition bildet eine russische Besonderheit mit schwerwiegenden Folgen: Es wird dadurch einer Gruppe von Berufsrevolutionären erleichtert, an die Macht zu kommen – auf Kosten der Intellektualität in Russland.

Anfang Oktober 1914 erschien in diversen in- und ausländischen Zeitungen der von 93 deutschen Künstlern, Schriftstellern und Wissenschaftlern unterzeichnete Aufruf

DVD-Tipp

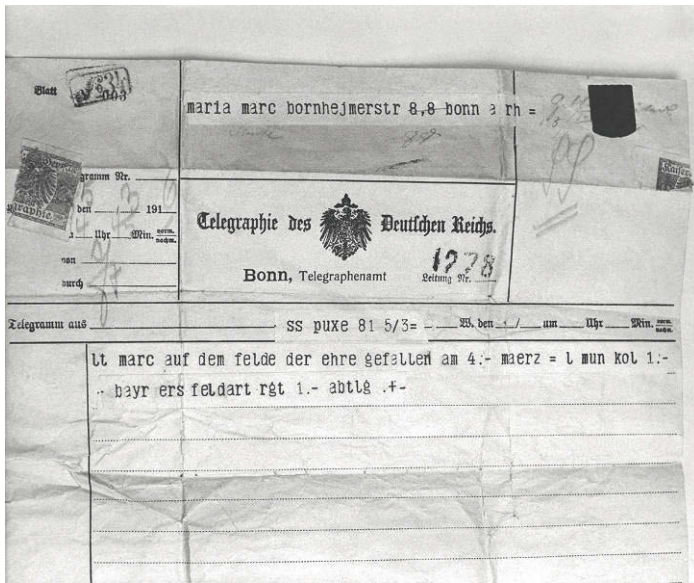
Der Erste Weltkrieg. Kunst und Krieg/ Die Abwesenheit von Kriegskunst.

4 DVDs.

DVD 1+2: Kunst und Krieg.

DVD 3+4: Die Abwesenheit von Kriegskunst.

Farbig, Gesamtspieldauer: 694 Minuten, Sprache: Deutsch, Studio: absolut Medien 2010



**MILITÄRISCH
KNAPP: Tele-
gramm mit der
Nachricht vom
Tod des Malers
Franz Marc auf
dem „Felde der
Ehre“, adressiert
an seine Frau
Maria.**

Foto: picture-alliance/
dpa©dpa-Bildarchiv

„An die Kulturwelt“. Der Historiker Fritz Stern bezeichnete ihn als „unerhörtes Beispiel autistischer Arroganz“. Das ist ein hartes Urteil. In der Tat war es mehr als gewagt, wenn der Aufruf davon schrieb, „ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden vertilgt“. Aber der Aufruf zeugt davon, wie Intellektualität und Propaganda eine unheilige Allianz im Namen des Patriotismus und der Volksgemeinschaft eingingen – mit kontraproduktiver Wirkung.

Der Kriegsbeginn 1914 wurde im deutschen Bürgertum zum Teil begeistert aufgenommen. Doch es trifft nicht zu, dass deutschsprachige Intellektuelle allesamt diesen Krieg als große Befreiung empfunden hätten. Der Bruch kam spätestens 1916, als der Krieg „total“ wurde. Als Varianten seien nur folgende aufgezeigt: Man kann erschrecken über die „Bestie Mensch“ wie der Maler und Grafiker Otto Dix. Man kann den Krieg und die kriegssozialistische Kampfgesellschaft verherrlichen und infolgedessen in faschistisches Fahrwasser geraten wie Ernst Jünger. Man kann als Skeptiker und Weltbürger die Welt vor und nach 1914/18 in unterschiedlichen Graden der Traurigkeit betrachten wie Harry Graf Kessler und Stefan Zweig. Man kann sich von den eigenen Kriegsschriften mit gewissem zeitlichen Abstand zum Weltkrieg distanzieren und den Weg zur Demokratie finden, wie es Thomas Mann gelang – langsam abrückend von seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ seit 1922. Man kann natürlich auch in Verachtung der sozialpolitischen und militaristischen Sündenfälle der bürgerlichen Welt vor 1914 ein neues Mekka im kommunistischen Moskau finden und dabei intellektuell unter Beweis stellen, dass „der Mensch irrt,

solange er strebt“, wofür hier nur die Namen Johannes R. Becher und Arnold Zweig anzuführen wären.

Unterschiedliche Intellektuelle

Zweifellos war dieser Krieg der bis dahin brutalste. Für die Menschen, die ihn erlebten und durchlitten, war – wenn sie ihn überlebten – die Welt danach nicht mehr dieselbe wie davor. Doch die Antworten auf den Krieg als biografisches Faktum waren so unterschiedlich, wie eben Menschen – auch Gelehrte – unterschiedlich sind. Dieser Befund wird überdeutlich, wenn man sich nur kurz vergegenwärtigt, wer von den bekannten deutschen Intellektuellen an der „Knochenmühle Verdun“ teilgenommen hatte und dies mit höchst unterschiedlichem biografischen Ergebnis:

- der Maler Franz Marc, gefallen ebendort und von den Nationalsozialisten als „entarteter Künstler“ geschmäht,
- der Literat und pazifistisch orientierte Zionist, später Sozialist Arnold Zweig, Verfasser des neben den bekannten Schriften von

Ernst Jünger und Erich Maria Remarque am meisten beeindruckenden Werk „Erziehung vor Verdun“, und schließlich

- Carlo Schmid, dessen Weg nach 1945 in die Politik führte und der idealtypisch bewies, wie nah Intellektuelle doch der Politik sein können.

Nicht aus dem Bestreben heraus – wie bei so vielen zu Beginn des Ersten Weltkrieges –, in Abgrenzung vom „Feind“ hyperpatriotisch sich der Politik unter Beweis zu stellen, sondern aus der Erfahrung heraus, dass Krieg an sich vermeidbar ist, wenn nur der Mensch von der Politik die Chance erhält, des Menschen anderer Sprache Bruder und Schwester zu sein.

Markant bleibt dennoch eines: Dieser Erste Weltkrieg verankert in Deutschland noch nicht schlechthin das skeptische Denken, das vor totalen Weltentwürfen immunisiert. Zur demokratischen Moderne ist es auf intellektueller Seite noch ein sehr weiter Weg. Und hierbei wirken erkenntnisthemmend nicht allein das „Kriegserlebnis“ und dessen „Nachgeschichte“ in Form von Versailles. Hier wirkt in historischer Fernwirkung eher im Verborgenen politikromantisches Verständnis aus der Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon nach. Hier wirkt offen der Umstand, dass Bürgerlichkeit gegenüber der sozialen Frage viel zu lange die Augen verschlossen hatte.

Fatale Auswirkungen

Der Erste Weltkrieg bildet einen Katalysator, er ist Geburtshelfer der Moderne; die Begriffe „Dadaismus“ (bestimmte Kunstrichtung), „Futurismus“, „Psychoanalyse“ und „Surrealismus“ (moderne Literatur und Kunstrichtung) zeugen davon. Geburt und gewaltvoller Tod – hier zeigt sich die ganze brutale Absurdität: Die Abgründe des 20. Jahrhunderts werden in nur vier Jahren vorweggenommen. Das Resultat des „Großen Krieges“ bildet eine Kultur der Gewalt, die den Erfolg der demokratischen Staatsform von vornherein erschwerte, wenn nicht vereitelte. Denn der „Große Krieg“ zerstörte nicht die Sehnsucht nach Gemeinschaft. Er beförderte sie – allerdings in welche Richtung? Intellektuelles Leben in Deutschland und Europa nach 1918 sollte zeigen, wie belastend, ja, verheerend der „Große Krieg“ auf die Existenz einer Staatsbürgergesellschaft wirkte. Er zerstörte das, was mit dem, was vor 1914 vorhanden war, in diesem Sinne hätte wirken können. Frei nach Stefan Zweig: „Aus der Welt von Gestern“ hätte doch die Welt eines besseren Morgen werden können ohne diesen fatalen Umweg über 1914/18. ■

Literaturtipps

Eksteins, Modris: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Reinbek 1989.

Fries, Helmut: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. 2 Bände, Konstanz 1994

Küster, Bernd (Hg.): Der Erste Weltkrieg und die Kunst. Von der Propaganda zum Widerstand. 2. Aufl. 2014

Piper, Ernst: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs. Berlin 2013



HOHER BESUCH: Kaiser Wilhelm II. schreitet in Begleitung des Generals Max von Fabeck (Bildmitte) Truppen an der Ostfront ab. Aufnahme aus dem Jahr 1915. Eine schnelle Entscheidung im Osten hätte wichtige Kräfte für den Krieg im Westen freigemacht.

Foto: ullstein bild/Haeckel Archiv

Die Kämpfe an der Ostfront

Zum Siegen verdammt

1914 bis 1918: Im Osten Europas standen sich Millionenheere verfeindeter Armeen gegenüber. Auf dem deutschen Heer lastete angesichts des kräftezehrenden Zweifrontenkrieges ein besonderer Erfolgsdruck im Kampf gegen Russland. Von Lukas Grawe

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, lag der Schwerpunkt der deutschen Kriegsführung im Westen. Lediglich ein Achtel des deutschen Heeres, die 8. Armee unter dem Oberbefehl von Generaloberst Maximilian von Prittwitz und Gaffron, war für die Verteidigung der langen Grenze zu Russland vorgesehen. Die 8. Armee sollte in Ostpreußen aufmarschieren, der exponierten östlichsten Provinz des Deutschen Reichs. Schlesien und Pommern wurden lediglich von einigen Landwehreinheiten gedeckt.

Die deutschen Militärs gingen ein enormes Risiko ein, doch vertrauten sie auf die Behändigkeit des russischen Aufmarschs und auf die Unterstützung des deutschen Verbündeten Österreich-Ungarn. Obwohl diesem eine wichtige Bedeutung zukam, existierten vor Kriegsausbruch keine genauen Abstimmungen zwischen den beiden Militärführungen. Es kam daher darauf an, den Feldzug im Westen schnell erfolgreich zu beenden, um die dann freigewordenen Truppen an die Ostfront entsenden zu können. Die deutschen Militärs fürchteten sich vor der „russischen Dampfwalze“, die, einmal ins Rollen gekommen, nur noch schwer gestoppt werden konnte.

Russen in Ostpreußen

Auf französischen Druck und daher früher als erwartet, aber aus den von den deutschen Militärs angenommenen Stoßrichtungen, rückten die russische 1. (Njemen-) und 2. (Narew-) Armee ab dem 15. August 1914 gegen die deutsche Provinz vor. Die deutsche 8. Armee wandte sich zuerst der 1. Armee unter Paul von Rennenkampf zu. Erste Gefechte wurden von der deutschen Seite nach hohen Verlusten abgebrochen. Als Prittwitz seine Truppen hinter die Weichsel zurücknehmen wollte, um einer Einkesselung durch die aus Süden anrückende Narew-Ar-



FÜHRUNGSDUO: Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff im Hauptquartier von Ober-Ost am 9. April 1916. Foto: picture-alliance/akg-images

mee zu entgehen, wurde er von seinem Kommando enthoben. Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff als sein Chef des Stabes übernahmen den freigewordenen Posten.

Der Stab der 8. Armee hatte unterdessen einen neuen Plan ausgearbeitet: Mithilfe der Eisenbahn sollten die deutschen Truppen nach Süden verlegt werden, um die russische 2. Armee unter Alexander Samsonow einzukesseln und vernichtend zu schlagen. Durch das Abhören des russischen Funkverkehrs über die Absichten der beiden generischen Armeen unterrichtet, begann am 26. August südlich von Allenstein der Vorstoß der deutschen Truppen gegen die Flanken der Narew-Armee. Etwa 150 000 deutsche standen circa 190 000 russischen Soldaten gegenüber. Die 8. Armee profitierte von der Inaktivität der russischen 1. Armee und

musste daher nicht befürchten, selbst eingekesselt zu werden. Bis zum 30. August gelang den deutschen Truppen die Einschließung großer Teile der russischen 2. Armee. Die Russen verloren 140 000 Mann an Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen.

Der überwältigende Sieg, der als Schlacht von Tannenberg in die Geschichte eingehen sollte, begründete den Mythos des Feldherrnduos Hindenburg/Ludendorff.

Auch wenn die russischen Truppen vernichtend geschlagen worden waren, hatten sie doch ihr strategisches Ziel erreicht: Die deutsche Führung war gezwungen gewesen, Verbände aus dem Westen an die Ostfront zu entsenden, die bei der Schlacht an der Marne im September 1914 fehlten.

Österreich in Bedrängnis

Die 8. Armee wandte sich nach Tannenberg gegen die russische 1. Armee, um auch diese aus Ostpreußen zu verdrängen. Durch die Verstärkungen aus dem Westen erstmals zahlenmäßig überlegen, misslang den deutschen Truppen jedoch eine Wiederholung des vorangegangenen Erfolgs. Rennenkampfs Armee brach aus Furcht vor einer Einkesselung den Kampf ab und zog sich unter beträchtlichen Verlusten Richtung Osten zurück.

Unterdessen hatte der deutsche Verbündete Österreich-Ungarn bei seinem eigenen offensiven Vorgehen gegen Russisch-Polen eine Reihe vernichtender Niederlagen erlitten. Den russischen Verbänden war es gelungen, weite Teile der österreichischen Provinz Galizien zu besetzen. Österreichs Generalstabschef Franz

Literaturtipp

Groß, Gerhard P. (Hrsg.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung. Paderborn 2006



VERLUSTREICH: In der Schlacht von Lemberg im Spätsommer 1914 erlitten die Truppen Österreich-Ungarns in der Frühphase des Krieges eine empfindliche Niederlage gegen die Russen. Abb.: picture-alliance/Everett Collection

Conrad von Hötzendorf erbat daher dringlich deutsche Unterstützung.

Ein Großteil der der 8. Armee unterstellten Verbände wurde zeitweilig zur neuen 9. Armee unter dem Oberbefehl Hindenburgs verlegt, die im Raum von Krakau aufmarschierte und – angelehnt an die österreichische 1. Armee – gegen die russischen Truppen südlich von Warschau vorgehen sollte. Die deutschen Soldaten waren innerhalb von nur wenigen Tagen aus Ostpreußen nach Österreichisch-Schlesien verlegt worden.

Ende September begann der Angriff der Mittelmächte, der infolge des schlecht ausgebauten russischen Verkehrsnetzes und des schlechten Wetters verlangsamt wurde. Nachdem die deutschen Verbände die Weichsel erreicht hatten und den Stoß auf Warschau vorbereiteten, konterten die Russen. An ein Fortführen der eigenen Offensive war daher nicht mehr zu denken, auch wenn die Bemühungen der Mittelmächte den russischen Vormarsch in Galizien gestoppt hatten. Ende Oktober zog sich die 9. Armee auf deutsches Gebiet zurück. Um die verworrene Befehlslage zu erleichtern,

wurde Hindenburg am 1. November zum Oberbefehlshaber aller deutschen Streitkräfte im Osten („Ober-Ost“) ernannt. Der „Ober-Ost“ wollte die Passivität der russischen Verbände nutzen, um aus dem Raum Thorn mit der 8. und 9. Armee in südöstlicher Richtung gegen den rechten russischen Flügel vorzustoßen. Der am 11. November begonnene Angriff in Richtung Lodz zeigte anfangs einige Erfolge. Er endete aber schließlich beinahe in einem Desaster, da es russischen Reservern gelang, Teile der 9. Armee einzukesseln. Nur mit Mühe gelang den deutschen Truppen der Ausbruch.

Streit um Schwerpunkt

Im Winter 1914/15 kam es innerhalb der deutschen Militärführung zu einer Auseinandersetzung um die richtige Strategie, wie der Krieg an zwei Fronten am besten gewonnen werden konnte. Während die OHL um Erich von Falkenhayn die Entscheidung an der Westfront suchen und mit Russland einen Separatfrieden aushandeln wollte, waren Hindenburg und Ludendorff davon überzeugt, dass Russland mit dem Einsatz stärkerer



FRÜHZEITIG: Zeitungen veröffentlichten bereits am 29. August 1914 die Nachricht vom Sieg über die Russen in Ostpreußen.

Foto: picture-alliance/akg-images

Truppen gänzlich besiegt werden konnte. Beide forderten nicht nur eine Schwerpunktverlegung nach Osten, sondern auch die Ablösung Falkenhayns. Vorerst stützte Kaiser Wilhelm II. jedoch seinen Chef der OHL.

Zu Beginn des Jahres 1915 drangen erneut russische Truppen in Ostpreußen ein. Mithilfe neu aufgestellter Reservekorps gelang es, eine neue 10. Armee zu formieren, die Anfang Februar im Verbund mit der 8. Armee gegen die russischen Invasoren vorrückte. In der bis zum 21. Februar andauernden Winterschlacht in Masuren konnten die deutschen Soldaten zwar die 10. russische Armee aus Ostpreußen vertreiben, doch misslang die völlige Vernichtung des Großverbandes.

Trotz der zweifellos vorhandenen Erfolge der Mittelmächte im Osten ließ der russische Druck nur unwesentlich nach. Vor allem die österreichisch-ungarischen Truppen hatten dem russischen Ansturm nur noch wenig entgegenzusetzen, da sie bereits in den ersten Monaten des Krieges nicht mehr ausgleichbare Verluste erlitten hatten. Obwohl

„Alle Siege im Osten, die auf Kosten unserer Stellung im Westen errungen werden, sind wertlos.“

Der Chef der OHL Falkenhayn an den „Ober-Ost“, 26. November 1914



MIT DEUTSCHEN WURZELN: Der Deutsch-Balte Paul von Rennenkampf (1854–1918) befehligte zu Kriegsbeginn die russische 1. Armee. Die Niederlage von Tannenberg wurde vielfach seiner zögerlichen Operationsführung angelastet.

Foto: picture-alliance/
United Archives/TopFoto



BEFEHLSHABER: Generaloberst Maximilian von Prittwitz und Gaffron unterstand die in Ostpreußen stehende 8. Armee in der Schlacht bei Gumbinnen am 19./20. August 1914, die er aufgrund verschiedener Schwierigkeiten abbrach. Bereits am 22. August wurde er abgelöst.

Foto: picture-alliance/dpa



NAMENSGEBER: Die nach General Alexej Brussilow benannte Offensive des Jahres 1916 (Juni bis September) brachte die Mittelmächte in starke Bedrängnis. Sie stellte den größten militärischen Erfolg Russlands dar, brachte aber hohe eigene Verluste mit sich.

Abb.: picture-alliance/akg-images

Falkenhayn die Entscheidung im Westen herbeiführen wollte, konnte er nicht den Abfall des Verbündeten riskieren. Zudem drohte der Kriegseintritt von Rumänien und auch Italien aufseiten der Entente. Falkenhayn entschloss sich daher, die bedrängten Österreicher durch eine deutsche Offensive an der Ostfront zu entlasten. Eine neue 11. Armee unter der Führung von August von Mackensen wurde in den Raum von Krakau verlegt und sollte einen Durchbruch in Westgalizien erzielen. Auf diese Weise sollte die ganze russische Karpatenfront zum Rückzug veranlasst werden.

Durchbruchschlacht

Anfang Mai 1915 begann daraufhin der deutsche Angriff. Massives Artilleriefeuer hatte die russischen Verteidigungsstellungen zuvor in Trümmer verwandelt. Innerhalb weniger Tage gelang den Mittelmächten in der Nähe der Städte Gorlice und Tarnów auf einer Breite von 16 Kilometern der Durchbruch. Die russische 3. Armee war vollkommen überrascht worden und zog sich in der Folge hektisch und ungeordnet zurück. Bis zum 10. Mai hatte sie 210 000 Mann verloren und somit praktisch zu existieren aufgehört. Die Mittelmächte nutzten die günstige Situa-



ZAHLEICH: Im Zuge der für die Mittelmächte erfolgreichen Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnów im Frühjahr 1915 wurden viele russische Soldaten gefangen genommen.

Foto: picture-alliance/Mary Evans Picture Library

tion und weiteten ihren Angriffsstoß zu einer Großoperation aus, die am 16. Mai bis zum Übergang über den Fluss San führte. Am 22. Juni zogen k. u. k. Truppen in Lemberg ein, sodass große Teile Galiziens wieder in österreichischer Hand waren.

Letzte Kraftanstrengung

Die sechswöchige Operation wurde für die Mittelmächte zu einem der größten Siege des Krieges, der die Armee Österreich-Ungarns vorerst stabilisierte.

Aber auch wenn der „russische Koloss“ wankte, war er noch immer nicht besiegt. Immerhin hatten die Mittelmächte riesige Geländegewinne erzielt und hielten nun ein Viertel des europäischen Teils des Zarenreiches besetzt, sodass sie Ende 1915 auf einer Linie von Riga bis Czernowitz zur Verteidigung übergangen. Die Armee des Zaren hatte im gesamten Jahr mehr als 2,3 Millionen Soldaten verloren, konnte dies aber noch immer zumindest notdürftig kompensieren. Allerdings mangelte es mehr und mehr an

KARTE Überblick: Der Krieg im Osten 1914–1918



Gestaltung: KGS Kartographie und Grafik Schlaich



EINGETRAGEN: Russische Soldaten mit einem schweren Maschinengewehr in einer Stellung im Raum Grodno; Sommer 1915.

Foto: picture-alliance/akg-images

„Die technologische Rückständigkeit und die Unfähigkeit des Oberkommandos verursachten militärische Niederlagen, die das russische Regime diskreditierten und die Bevölkerung in die Opposition trieben“.

Der Historiker William C. Fuller über die Ursachen der russischen Niederlage.

ausgebildeten Soldaten. Zudem machte das unzureichende russische Bahnnetz schnelle Truppenverschiebungen unmöglich.

Nach einer mehrmonatigen Ruhephase, die nur durch vereinzelte kleinere Operationen unterbrochen worden war, plante die russische Armee eine letzte große Kraftanstrengung. Eine auf einer äußerst breiten Front vorgetragene Offensive sollte die Mittelmächte zum Aufteilen ihrer Reserven verleiten und zudem das Überraschungsmoment vergrößern. Der Moment schien günstig, da die deutsche OHL ihre Aufmerksamkeit auf ihre Offensive bei Verdun richtete, während die österreichische Führung mit einem Angriff in Tirol beschäftigt war.

Am 4. Juni 1916 eröffneten 600 000 russische Soldaten unter dem Oberbefehl von Alexej Brussilow den Angriff gegen die österreichisch-ungarische Front. Bereits vier Tage nach Beginn der Operation war die

österreichische 4. Armee vollkommen zerfallen. Bis zum 12. Juni hatten die gesamten k. u. k. Truppen an der Ostfront praktisch die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt. Der günstige Verlauf der russischen Operationen verleitete schließlich Rumänien zum Kriegseintritt aufseiten der Entente.

Keine Entscheidung

Infolge des Kriegseintritts Rumäniens und des Scheiterns seiner „Ermattungsstrategie“ im Westen bei Verdun sowie der russischen Erfolge während der Brussilow-Offensive wurde Falkenhayn als Chef der OHL abgelöst und durch Hindenburg und seinen Chef des Stabes Ludendorff ersetzt.

Die deutsche Führung entsandte alle verfügbaren Kräfte an den südlichen Abschnitt der Ostfront, um die völlige Auflösung des Verbündeten zu verhindern und den russischen Vormarsch zu stoppen. Bis Ende Au-

gust gelang den Mittelmächten schließlich die Stabilisierung der Front. Die Truppen des Zaren hatten dennoch einen überwältigenden Erfolg errungen. Die österreichische Armee hatte mehrere Hunderttausend Mann, die deutsche Armee 150 000 Mann verloren. Zudem hatten Brussilows Soldaten ein riesiges Gebiet erobert.

Dennoch hatte der Erfolg die Kampfmoral der russischen Soldaten stark in Mitleidenschaft gezogen. Beinahe die letzten Reserven an Menschen und Material waren geopfert worden, ohne dass Russland einem Sieg entscheidend näher gekommen war.

Innerhalb weniger Wochen gelang es den Mittelmächten, das auf Seiten der Entente in den Krieg eingetretene Rumänien fast vollständig zu besetzen und somit die Gefahr für die österreichische Flanke zu bannen. Fortan stabilisierte sich die Ostfront, da beiden Seiten zu umfassenden Operationen die Kräfte fehlten.

Die teilweise verheerenden Niederlagen der russischen Armee hatten jedoch zur Folge, dass im März 1917 der russische Zar Nikolaus II. dem Thron entsagen musste und eine bürgerlich-nationale Regierung an seine Stelle trat. Auch sie wollte den Krieg fortführen und mobilisierte die letzten Kräfte für eine umfassende Offensive. Der am 1. Juli 1917 begonnene und nach Kriegsminister Alexander Kerenski benannte Angriff lief sich aber bereits nach wenigen Tagen fest und versetzte der Moral der russischen Soldaten den Todesstoß.

Russland ist geschlagen

Nach der Oktoberrevolution 1917 und der Machtübernahme durch die Bolschewiki wurden die Kämpfe an der Ostfront im Dezember 1917 eingestellt. Um die neue russische Regierung zu harten Friedensbedingungen zu zwingen, besetzten die Mittelmächte Anfang 1918 weite Teile der Ukraine, des Baltikums, Weißrusslands und stießen sogar in den Kaukasus vor.

Am 3. März 1918 unterzeichneten die Kriegsparteien schließlich den Vertrag von Brest-Litowsk, der die Kämpfe an der Ostfront offiziell beendete. Das russische Reich hatte die Auseinandersetzung verloren. Ein halbes Jahr später waren jedoch auch die Mittelmächte mit ihren Kräften am Ende.

Lukas Grawe, M. A., Jahrgang 1985, Historiker aus Münster.

HINTERGRUND Der Friedensvertrag von Brest-Litowsk

Mit der Unterzeichnung des Friedensvertrags von Brest-Litowsk zwischen den Mittelmächten einerseits und Sowjetrussland andererseits am 3. März 1918 war der Krieg im Osten vorzeitig beendet. Die deutsche OHL konnte dabei weitestgehend ihre territorialen Wünsche durchsetzen, sodass das ehemalige Zarenreich auf seine Hoheitsrechte in Polen, Litauen und Kurland verzichten musste.

Deutsche Truppen besetzten Estland und Livland sowie fast das gesamte Gebiet Weißrusslands, während die Ukraine und Finnland als selbstständige Staaten anerkannt wurden. Aufgrund der weitreichenden Forderungen der Mittelmächte wurde der Friedensvertrag bereits von Zeitgenossen auch als „Raubfrieden“ bezeichnet. Da den Bolschewiki keine andere Wahl blieb, unterzeichneten sie den Vertrag nur unter Protest.

Schlachten, Technik, Feldherren

In jeder Ausgabe:

- ✓ Fundierte Beiträge rund um das Thema Militär- und Wehrtechnik
- ✓ Geschichte erlebbar – durch packende Beiträge, Erinnerungen von Zeitzeugen und Schicksalsberichte
- ✓ Alles über militärische Landfahrzeuge, Flugzeuge und Kriegsschiffe sowie Waffensysteme und Befestigungsanlagen

Lesen Sie
die nächsten ...

2 Ausgaben zum Sonderpreis
von nur € 5,-!

Sie sparen 55%

Karte gleich abschicken

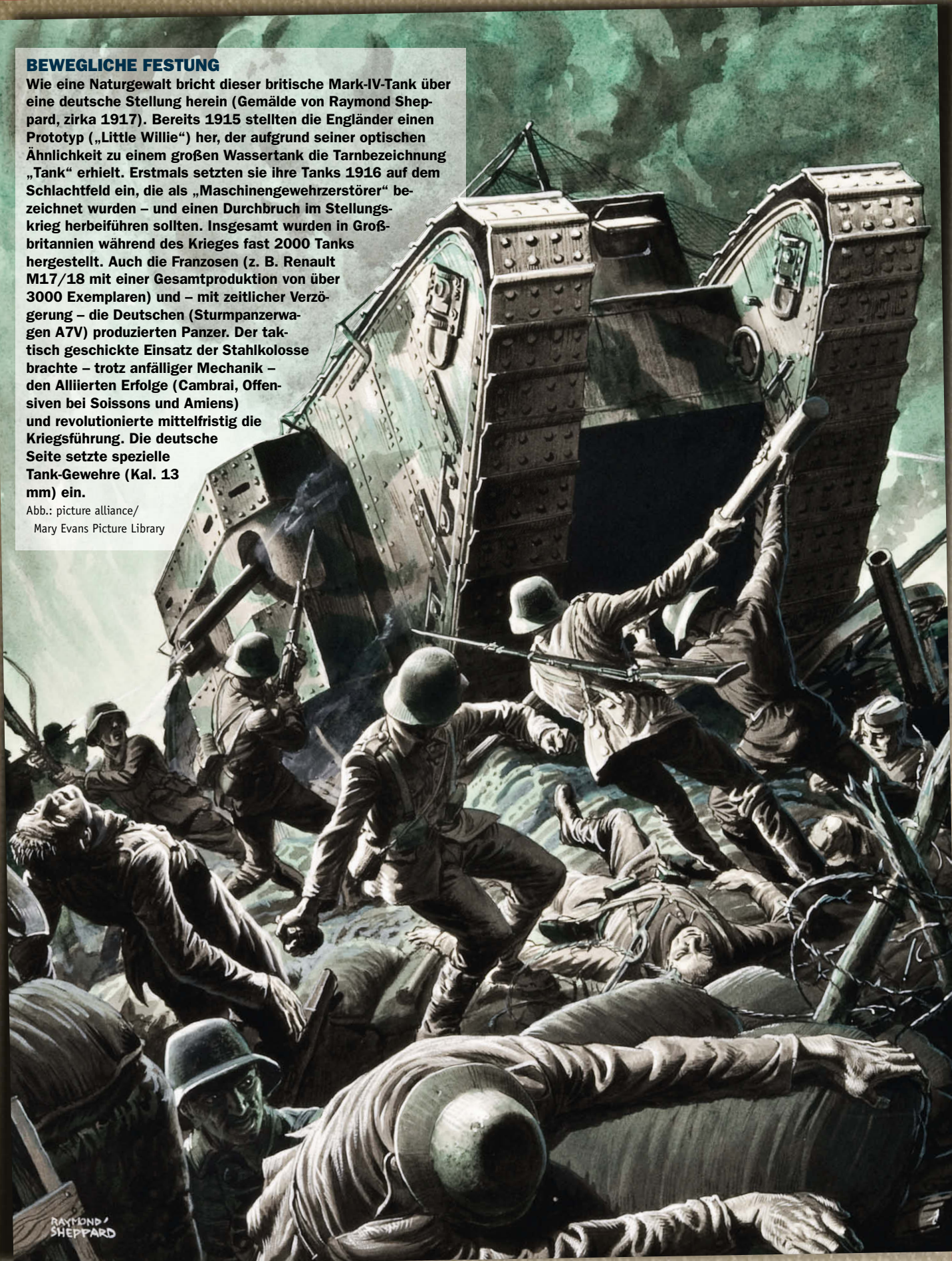
oder weitere Angebote unter www.clausewitz-magazin.de/abo sichern!



BEWEGLICHE FESTUNG

Wie eine Naturgewalt bricht dieser britische Mark-IV-Tank über eine deutsche Stellung herein (Gemälde von Raymond Sheppard, zirka 1917). Bereits 1915 stellten die Engländer einen Prototyp („Little Willie“) her, der aufgrund seiner optischen Ähnlichkeit zu einem großen Wassertank die Tarnbezeichnung „Tank“ erhielt. Erstmals setzten sie ihre Tanks 1916 auf dem Schlachtfeld ein, die als „Maschinengewehrzerstörer“ bezeichnet wurden – und einen Durchbruch im Stellungskrieg herbeiführen sollten. Insgesamt wurden in Großbritannien während des Krieges fast 2000 Tanks hergestellt. Auch die Franzosen (z. B. Renault M17/18 mit einer Gesamtproduktion von über 3000 Exemplaren) und – mit zeitlicher Verzögerung – die Deutschen (Sturmpanzerwagen A7V) produzierten Panzer. Der taktisch geschickte Einsatz der Stahlkolosse brachte – trotz anfälliger Mechanik – den Alliierten Erfolge (Cambrai, Offensiven bei Soissons und Amiens) und revolutionierte mittelfristig die Kriegsführung. Die deutsche Seite setzte spezielle Tank-Gewehre (Kal. 13 mm) ein.

Abb.: picture alliance/
Mary Evans Picture Library



Industrielle Waffen, anonymes Massensterben

Kampf im „Stahlgewitter“

Im „Großen Krieg“ kamen die technischen Mittel und das zerstörerische Potenzial des industriellen Zeitalters erstmalig zur vollen Entfaltung.

Von Maximilian Bunk

In den Jahren von 1914 bis 1918 geriet die Welt in einen apokalyptischen Strudel der Gewalt, die vielen Zeitgenossen wie eine Naturkatastrophe erschien. In den gigantischen Materialschlachten marschierten Millionenheere auf, und es starben fast zehn Millionen Soldaten. Hinzu kamen eine noch größere Anzahl an Verwundeten, Verstümmelten und seelisch Verkrüppelten – sowie die riesigen materiellen Schäden, die dieser Krieg hervorrief. Wälder, Ackerland, Städte und Dörfer wurden in eine tote, von Granattrichtern zerpflegte Schlammwüste verwandelt. Hohe Rüstungsausgaben hielten eine moderne Waffenproduktion am Laufen, deren Erzeugnisse nicht zuletzt für die extremen menschlichen und materiellen Verluste ver-

antwortlich waren. Zum ersten Mal rollten Panzer über das Schlachtfeld; Zeppeline, Flugzeuge und U-Boote nahmen in der Luft respektive zur See am Kampf teil. Die Soldaten feuerten mit MG aufeinander und verwendeten Flammenwerfer, Handgranaten und Giftgas. Im Geschosshagel und Sperrfeuer der hochentwickelten Artillerie starb man anonym – der industrialisierte Krieg war ein Krieg der Maschinen und Maschinenwaffen, versorgt durch ein enormes Logistik- und



ARCHAISCH

Dieser Helm für Panzerbesatzungen wirkt mit seinem Gesichtsschutz aus Ketten beinahe mittelalterlich. Er bewahrte die von Lärm, Abgasen und engen Platzverhältnissen gequälten Insassen vor absplitternden Metallteilen, die sich von der Panzerung lösen konnten, wenn auf den Tank geschossen wurde.

Foto: picture alliance/
Mary Evans Picture Library



RAUBTIER DES MEERES

Dieses deutsche U-Boot feuert auf einen Handelsdampfer (April 1917). Die Unterseeboote griffen meist über Wasser an – abgetaucht wurde nur zur Flucht vor feindlichen Kriegsschiffen. Tauchtiefen bis 90 Meter waren möglich. An Bord befanden sich etwa 30 Seeleute, die zwischen Motoren, Pumpen, Proviant und tödlichen Torpedos operierten. Insgesamt versenkten deutsche U-Boote 5554 Handelsschiffe. Die eigene Verlustrate betrug 187 U-Boote.

Foto: National Archives

Nachschubsystem. Neben diesen Beispielen einer komplexen und modernen Kriegsmaschinerie darf nicht vergessen werden, dass zusätzlich auch mit teilweise archaisch anmutenden Hieb- und Stichwaffen sowie umfunktionierten Werkzeugen Auge in Auge aufeinander eingeschlagen und eingestochen wurde. Der Nahkampf (inklusive dem Bajonetteinsatz) war allerdings, betrachtet man den gesamten Kriegsverlauf, die absolute Ausnahme. Die meisten Opfer verursachte mit Abstand die Artillerie, die vergleichsweise weit von den Soldaten, auf die sie schoss, entfernt war. Die Bedienmannschaften sahen ihre Opfer nicht, die Beschossenen nahmen nur die Granaten wahr – töten und sterben als anonyme Angelegenheit. CLAUSEWITZ stellt auf den folgenden Seiten einige dieser neuen Waffensysteme und Tötungsinstrumente vor. ■

GESPENSTISCHE SZENE

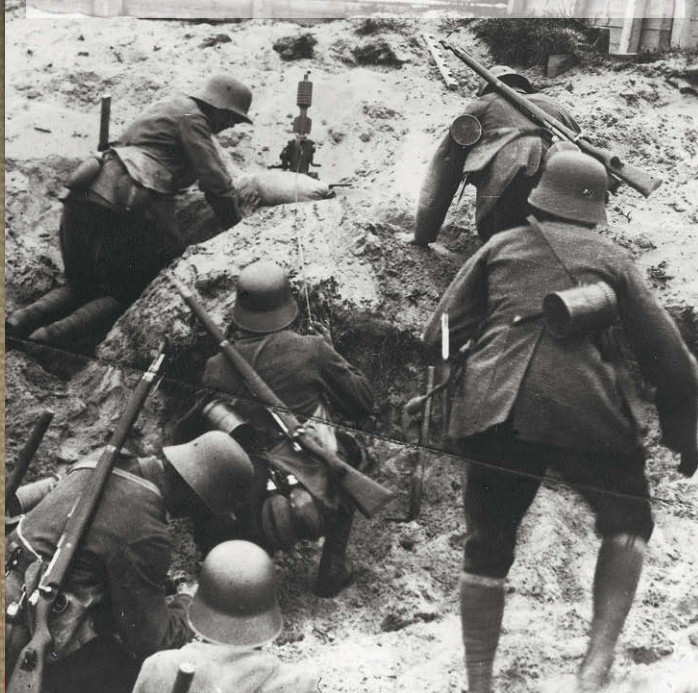
Deutsche Soldaten erscheinen aus einer Gaswolke (Ostfront, 1916). Giftgas kann als die radikalste Neuerung im Repertoire der neuen Waffen angesehen werden. Der erste Einsatz fand am 22. April 1915 bei Ypern mit giftigem Chlorgas statt – die Geburtsstunde moderner Massenvernichtungswaffen. Die Alliierten an der Westfront hatten wegen der lokal vorherrschenden meteorologischen Bedingungen eine bessere Ausgangssituation für den Einsatz von chemischen Kampfstoffen, und setzten sie daher weitaus öfter ein. Beide Kriegsparteien führten insgesamt circa 400 Giftgasangriffe während des Krieges aus. Ende 1915 gab das deutsche Heer zum Schutz der Soldaten Gasmasken mit Aktivkohlefilter aus. Man geht heute von etwa 20 000 Toten und einer halben Million Verletzten durch Giftgas an der Westfront aus – unter Letzteren befand sich auch Adolf Hitler.

Foto: National Archives

WICHTIGE INFANTERIEUNTERSTÜTZUNG

Minenwerfer im Einsatz in den Dünen der flandrischen Küste (Sommer 1917). Diese Waffen halfen der Infanterie im Grabenkrieg als Nahkampfar tillerie und wurden meistens an vorderster Front platziert. Es gab leichte (Kal. 75,85 mm), mittlere (Kal. 170 mm) und schwere (Kal. 250 mm) Minenwerfer. Das deutsche Heer besaß bei Kriegsende insgesamt 16 000 davon (alle Kaliber zusammen).

Foto: picture alliance/Mary Evans Picture Library



TECHNIK DES TODES

Die Artillerie war die bei Weitem gefährlichste Waffe des Krieges (im Bild eine österreichische Stellung mit einem M-11-Mörser, Kal. 30,5 cm, 1916). Die stählerne Optik, der enorme Munitionsaufwand und das anonyme Töten versinnbildlichen den industrialisierten Krieg besonders eindrücklich. Die Artillerie sollte die Stellungen des Gegners „sturmreif“ schießen, Grabensysteme dauerhaft zerstören und die Artillerie des Gegners ausschalten. Sie konnte außerdem die Infrastruktur des Gegners im Hinterland angreifen.

Foto: picture alliance/Imagno





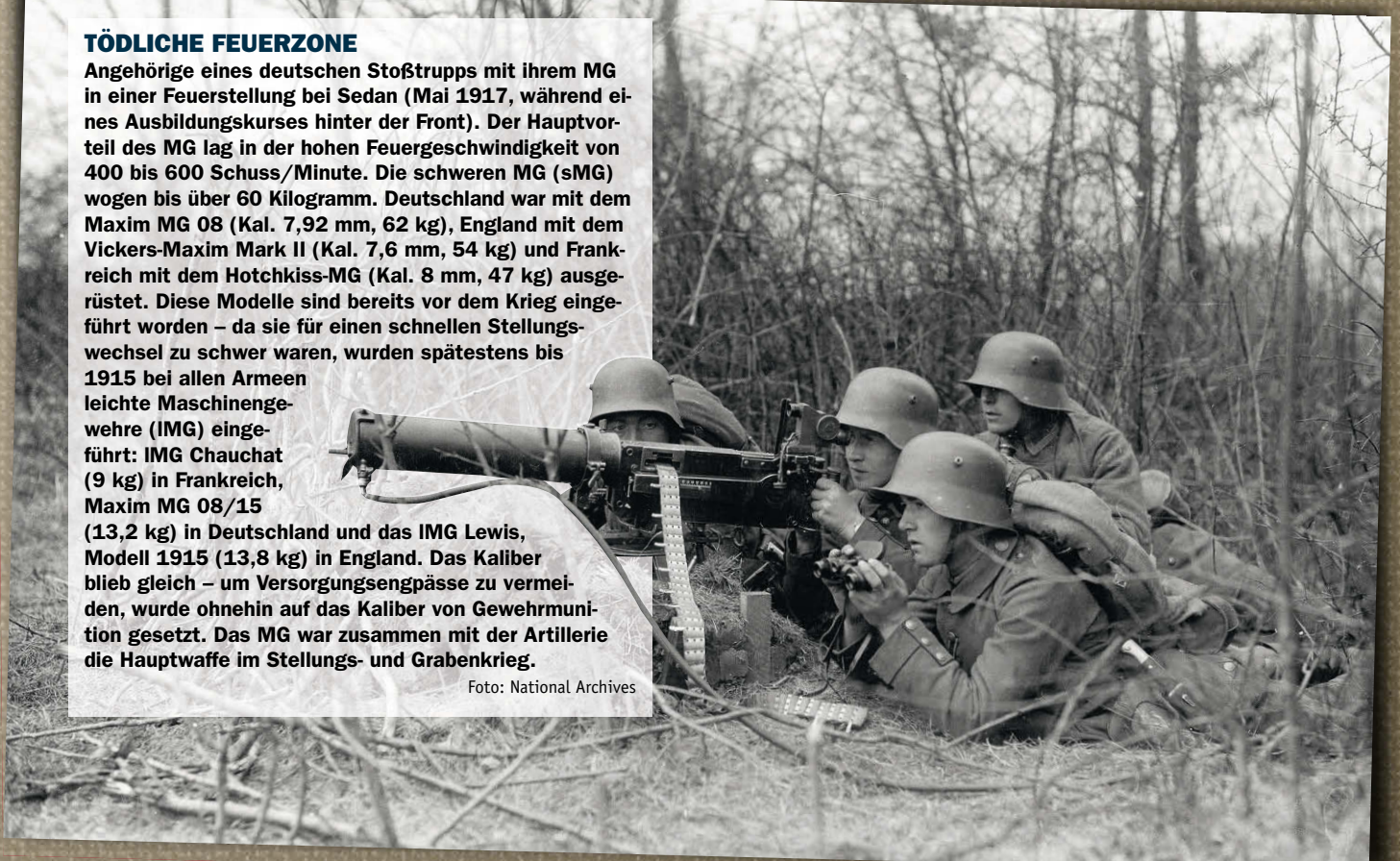
KRIEGER DER LÜFTE

Das Foto zeigt ein deutsches Schlachtflugzeug vom Typ Halberstadt CL.II. Die Maschine wurde 1917 in Dienst gestellt, hatte eine Reichweite von etwa 500 Kilometern und eine Höchstgeschwindigkeit von 175 Stundenkilometern. An Bord befanden sich zwei Mann (ein Pilot, ein Beobachter). Die CL.II war mit MG und Minenbomben bewaffnet. Die Kadenz des am Bug montierten Maschinengewehrs war mit der Rotation des Propellers synchronisiert. Flugzeuge wurden zur Aufklärung, Trefferbeobachtung und für strategische Bombardierungen verwendet. Foto: National Archives

TÖDLICHE FEUERZONE

Angehörige eines deutschen Stoßtrupps mit ihrem MG in einer Feuerstellung bei Sedan (Mai 1917, während eines Ausbildungskurses hinter der Front). Der Hauptvorteil des MG lag in der hohen Feuergeschwindigkeit von 400 bis 600 Schuss/Minute. Die schweren MG (sMG) wogen bis über 60 Kilogramm. Deutschland war mit dem Maxim MG 08 (Kal. 7,92 mm, 62 kg), England mit dem Vickers-Maxim Mark II (Kal. 7,6 mm, 54 kg) und Frankreich mit dem Hotchkiss-MG (Kal. 8 mm, 47 kg) ausgerüstet. Diese Modelle sind bereits vor dem Krieg eingeführt worden – da sie für einen schnellen Stellungswechsel zu schwer waren, wurden spätestens bis 1915 bei allen Armeen leichte Maschinengewehre (IMG) eingeführt: IMG Chauchat (9 kg) in Frankreich, Maxim MG 08/15 (13,2 kg) in Deutschland und das IMG Lewis, Modell 1915 (13,8 kg) in England. Das Kaliber blieb gleich – um Versorgungsengpässe zu vermeiden, wurde ohnehin auf das Kaliber von Gewehrmunition gesetzt. Das MG war zusammen mit der Artillerie die Hauptwaffe im Stellungen- und Grabenkrieg.

Foto: National Archives



HIMMELSRIESEN GREIFEN AN

Die Abbildung zeigt den Angriff eines deutschen Zeppelins auf Antwerpen. Ursprünglich wurde der Zeppelin für einen Krieg gegen die Britischen Inseln konzipiert. Ab 1915 begannen die Luftschiffe mit den ersten strategischen Bombenangriffen der Geschichte. London und Paris waren unter den Zielen. Der dabei entstandene Schaden hielt sich allerdings in Grenzen – doch die jeweilige Stadtbevölkerung wurde in Angst und Schrecken versetzt. Den Jagdflugzeugen (ausgerüstet mit Brandmunition) und Luftabwehrgeschützen hatten die trägen und großen Ziele wenig entgegenzusetzen. Daher wurden sie später nur noch für strategische Aufklärungsflüge verwendet. Zeppeline konnten über 170 Meter lang sein und hatten eine Crew von 20 Mann (darunter Ingenieure und Segelmacher), die in Gondeln an der Unterseite des Tragkörpers untergebracht war. Bis Kriegsende wurden in Deutschland 123 Luftschiffe in Dienst gestellt.

Abb.: picture alliance/Everett Collection





HÖLLENINFERNO

Deutsche Soldaten bei einer Flammenwerferübung (1917). Das Kaiserreich begann kurz vor Kriegsausbruch mit der Entwicklung von schweren (stationär, Reichweite bis 50 Meter) und leichten (tragbar, Reichweite etwa 30 Meter) Flammenwerfern. Beide Versionen funktionierten nach dem gleichen Prinzip: Unter Druck stehen des Öl verlässt einen Behälter durch ein Strahlrohr und wird beim Verlassen mittels einer Zündvorrichtung entfacht. Der Flammenwerfer spielte beim Angriff auf gegnerische Schützengräben seine volle Stärke aus: Er „brannte“ der eigenen Infanterie Breschen in die Verteidigungslinien und hatte einen stark demoralisierenden Effekt auf den Feind. Ein Flammenwerfertrupp bestand aus vier Mann, die als Erkennungszeichen ein Totenkopf- abzeichen trugen. Foto: picture alliance/akg



KLEIN, ABER GEFÄHRLICH

Ein amerikanischer Soldat wirft eine Handgranate aus seiner Stellung bei Aneauville (März 1918). Die sprengstoffgefüllten Wurfkörper kamen als Kugelhandgranaten (wie im Bild) oder Stilhandgranaten vor, besaßen Zeit- oder Detonationszünder und wurden von den beteiligten Kriegsindustrien millionenfach produziert. Im Grabenkrieg wurde die Handgranate zur wichtigsten Nahkampfwaffe des Infanteristen.

Foto: picture alliance/AP Images

Der Schützengraben

Der Zickzack-Verlauf der Gräben verhinderte den Beschuss größerer Grabenabschnitte mit MG-Feuer, falls der Gegner eindringen konnte. Außerdem verringerte er die Splitterwirkung eines direkten Artillerietreffers.

Reservegraben (3. Grabensystem), diente dem Rückzug, falls die vorderen Gräben erstürmt wurden. Sammelpunkt für einen Gegenangriff.

Artillerie im hinteren Frontabschnitt. Hier befanden sich zudem Lazarette, Materialdepots und Munitionsbunker. Schienenwege und Straßen reichten oft direkt bis zur Artillerie-Stellung.

Sandsäcke auf den Brustwehren. Die dem Gegner zugewandte Seite hieß Parapet.

Unterstand schützte vor Regen und teilweise vor Artilleriebeschuss. Es existierten auch tiefer unter die Erde reichende Bunker, die besseren Schutz boten.

Verschalung der Grabenwände mit Wellblech bzw. Holzbrettern.

Unterstützungsgraben (2. Grabensystem).

KOMPLEXE VERTEIDIGUNGSANLAGE: Aus den anfänglich improvisierten Stellungen entstanden schnell vielschichtige Graben- und Bunkersysteme. Der Schützengraben prägte besonders die Kämpfe an der Westfront und wurde zum Symbol des Stellungs- und Abnutzungskrieges. Wie ein Krebsgeschwür zog er sich immer weiter durch die baumlose und von Granattrichtern zerfurchte Kriegslandschaft. Die drei Grabensysteme lagen in der Realität weiter auseinander, als es unsere schematische Zeichnung suggeriert.

Illustration: Michalik 2014

Niemandsland, meist zwischen 100 und 200 Meter breit, manchmal aber auch nur 15 bis 25 Meter.



GEFAHRENGEBIET: Die Schützengräben wurden zur dauerhaften Behausung für Millionen von Soldaten. Von Untätigkeit und Langeweile geprägte Perioden konnten plötzlich umschlagen in Situationen existenzieller Bedrohung. Dazu gehörten Angriffe des Gegners, Artilleriebeschuss und Krankheiten. Aber auch Scharfschützen (abgebildet sind Österreicher) stellten eine permanente Bedrohung dar. Die Schützen feuerten durch eine Lücke in der Brustwehr auf den Gegner. Diese Lücke konnte mit einem „Grabenschild“ – einer Stahlplatte – geschlossen werden.

Zeichnung: Giuseppe Rava/www.g-rava.it

Gegnerischer Schützengraben.

Verbindungsgraben.

Frontgraben (1. Grabensystem). Das Vorfeld war mit Stacheldraht, Eisenpfählen und anderen Hindernissen gesichert.

MG-Stellung (ins Niemandsland hineinragende kleine Stichgräben – Sappen – wurden auch als Beobachtungs- und Horchposten verwendet).

Nüchtern betrachtet ist der Schützengraben nichts weiter als ein Feldbefestigungselement der Infanterie. Doch für unzählige Soldaten des Ersten Weltkrieges war er der Ort, an dem sie leben und sterben mussten. Der Schützengraben wurde zum militärtechnischen Symbol eines ganzen Krieges: Erstarrte Front, erbitterter Kampf um jeden „Fußbreit Boden“, makabres Massengrab für Millionen zwischen Stillstand und Sturmangriff. Das bei Kriegsbeginn geltende Dogma einer grundsätzlichen Überlegenheit der Offensive gegenüber der Verteidigung sah lediglich temporäre – und dünne – Verteidigungslinien vor. Am Ende verlief an der Westfront ein über 700 Kilometer langes und tief gestaffeltes Grabensystem von der Schweiz bis an die Nordsee. Der Graben schützte vor MG-Beschuss und – bis zu einem gewissen Grad – vor Artillerie. Mehrere Schützengräben hintereinander, versehen mit Verbindungsgängen, MG-Nestern, Bunkern und Minenwerferstellungen, mussten tagelangem Trommelfeuer standhalten. Sandsäcke, Trittfallen und Drahthindernisse verstärkten die Verteidigung. Die Wände der Gräben wurden mit Holz, Wellblech oder Beton verstärkt, um dem Dauerbeschuss und starken Regen wenigstens einigermaßen standzuhalten. Der Boden war ebenfalls mit Holzbrettern ausgelegt. Ausbesserungsarbeiten am Schützengraben sowie den vorgelagerten Hindernissen gehörten zum täglichen Pensum des Soldaten und wurden vorzugsweise nachts ausgeführt. Sanitärvorrichtungen waren nicht vorhanden, das Essen monoton, und die sich plötzlich entladende Gewalt zehrte an den Nerven. Krankheiten verbreiteten sich rasch, Ratten und Parasiten waren in den feuchten Gräben allgegenwärtig. Die Waffentechnik begünstigte den Verteidiger, der in seinem Schützengraben den Sturmangriff des Gegners meist abwehren konnte – sollte dennoch ein Durchbruch gelungen sein, lief sich der Angreifer in der tief gegliederten Verteidigung fest. In den engen Gräben wurde mit allem gekämpft, was zur Hand war: Gewehr samt Bajonett, Pistole, Handgranate, selbst gebastelte Waffen („Grabenkeule“), Messer und Spaten. Erst gegen Ende des Krieges führten zunehmende Motorisierung, der massenhafte Einsatz von Tanks sowie effektiverer Artilleriebeschuss und neue Infanterietaktiken zur Überwindung des Schützengrabens.



DRAHTSEILAKT: Österreichische Truppen beim Transport eines Feldgeschützes im Hochgebirge. Die oftmals widrigen Verhältnisse erschwerten die Truppenbewegungen in den Alpen erheblich.

Foto: picture-alliance/Mary Evans Picture Library

Der Gebirgskrieg 1915–1918

Unter extremen Bedingungen

23. Mai 1915: Mit dem Kriegseintritt Italiens entwickelte sich im Alpenraum der wohl ungewöhnlichste Kriegsschauplatz des Ersten Weltkrieges. Die sich im Kampf gegenüberstehenden Kriegsparteien leisteten im Hochgebirge nahezu Unglaubliches. Von Holger Hase

Die Kraftanstrengungen, mit denen beide Seiten um den militärischen Sieg in den Alpen rangen, waren enorm. Dabei blieb die Alpenfront strategisch gesehen stets ein Nebenkriegsschauplatz. Die militärischen Entscheidungen des Weltkrieges fielen in Frankreich oder Flandern, nicht jedoch in den Bergen der Südtiroler Alpen oder am Isonzo.

Die Grenze zwischen Österreich-Ungarn und Italien verlief – mit Ausnahme eines kleinen Abschnittes an der Adriaküste bei Triest – durchweg im Hochgebirge, meist in Höhen über 2000 Meter, oft sogar über 3000 Meter. Die Alpenfront begann im Westen am Stilfser Joch unweit der Schweizer Grenze, zog sich in einem großen Bogen um Südtirol herum, durchquerte die Dolomiten, setzte sich über den Hauptkamm der Karnischen Alpen fort und bog in den Julischen Alpen nach Süden um. Dort ging sie in die zum großen Teil alpin geprägte Isonzo-Front über. Dieser s-förmige Frontbogen hatte eine Länge von fast 600 Kilometern.

Schwierigkeiten des Geländes

In den hochalpinen Lagen blieb der beschriebene Frontverlauf während des gesamten Krieges nahezu unverändert. Nur im relativ flachen Isonzo-Abschnitt kam es 1917/18 zu erheblichen Frontbewegungen. Die Schwierigkeiten des Geländes und die noch nicht abgeschlossenen Rüstungen setzten der Offensivfähigkeit der italienischen Armee enge Grenzen. Generalstabschef Luigi Graf Cadorna plante den Hauptstoß über den Unterlauf des Isonzo in Richtung Laibach und Triest. Die Alternative einer Offensive nach



KRÄFTEZEHREND: Österreichische Soldaten beim Marsch durch verschneites Gebirgsterrain.

Foto: picture-alliance/
Mary Evans Picture Library

Tirol hinein verwarf er, da er keine langwierigen Hochgebirgskämpfe führen wollte. So konzentrierten sich die italienischen Anstrengungen in den folgenden zweieinhalb Jahren auf den ostwärtigen Frontabschnitt, an dem zwei Drittel aller italienischen Soldaten eingesetzt wurden.

Mit insgesamt elf Isonzo-Offensiven versuchte Cadorna, den frontalen Durchbruch ins österreichische Kernland zu erzwingen. Die Kämpfe waren so verlustreich, dass dieser Frontabschnitt den Namen „Alpen-Verdun“ erhielt. Das zögerliche italienische Vorgehen zu Beginn des Krieges verschaffte Österreich-Ungarn die notwendige Zeit zur Vorbereitung der Verteidigung im Gebirge. Dies war auch bitter nötig, da sich bei Kriegsbeginn im Mai 1915 faktisch keine regulären Truppen in der Region befanden. Diese wa-

ren in den Kämpfen an der Ostfront und auf dem Balkan gebunden. Zur Verteidigung standen zunächst nur wenig kampfkraftige Reserveformationen zur Verfügung. Das Halten der Isonzo-Front war jedoch die Grundvoraussetzung für die Verteidigung der Hochgebirgsfront und umgekehrt. Zwischen beiden großen Frontabschnitten bestand ein funktioneller Zusammenhang, dem die Militärs bei ihren Operationsplanungen Rechnung tragen mussten.

„Krieg der Bergführer“

Im Vergleich zum Isonzo-Abschnitt blieb es im Hochgebirge anfangs eher ruhig. Hier herrschte ein „Krieg der Bergführer“, bei dem es in den ersten Kriegsmonaten vor allem darum ging, noch unbesetzte Berggipfel vor dem Feind zu gewinnen, Beobachtungs-

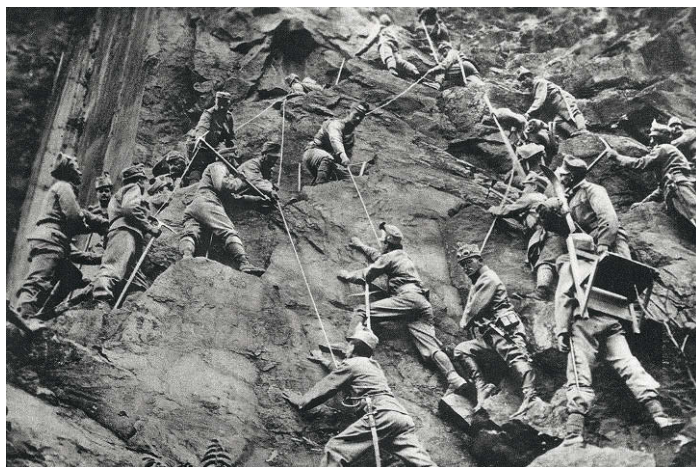


RELIKT DES KRIEGES: 149-G-Kanone der italienischen Streitkräfte in fast 3300 Metern Höhe im Adamellogebiet (Provinz Trento). An zahlreichen Orten im Gebirge finden sich noch Spuren des Alpenkrieges, besonders entlang des „Friedensweges“ (ital.: „Sentiero della Pace“).

Foto: picture-alliance/
Photoshot

**EXTREM GEFÄHR-
LICH:** Neben dem Feindbeschuss drohten den im Gebirgskrieg eingesetzten Soldaten aller Kriegsparteien Abstürze in die Tiefe. Die Verluste infolge solcher Unglücksfälle waren enorm.

Foto: picture-alliance/
Everett Collection



möglichkeiten für die eigene Truppe zu schaffen und die Umgehung von Talstellungen und Sperrforts zu verhindern. Schnell zeigten sich dabei die Besonderheiten der Kriegführung im alpinen Raum. Zwar hatte es schon vor 1914 Gebirgstruppen in Österreich und Italien gegeben, doch waren diese eher dafür ausgebildet, ein Gebirge zu überwinden, anstatt in ihm zu kämpfen.

Höchstleistungen gefordert

Hochalpines Gelände galt bis dahin als militärisch ungangbar. In der Anfangsphase der Kämpfe prägten deshalb Patrouillen und Führung bergerfahrener Soldaten das Kriegsbild und demonstrierten eindrucksvoll die Wirkungsmöglichkeiten alpinistisch hochqualifizierter Kleingruppen in einem extremen Gelände. So wurde zum Beispiel der erste Dreitausender der Kriegsgeschichte – der 3094 Meter hohe Monte Scorluzzo in der Ortlergruppe – am 4. Juni 1915 in einem kühnen Handstreich von einer österreichischen Patrouille genommen. Es dauerte einige Monate, bis sich eine geschlossene Frontlinie in den Alpen herausgebildet hatte.

Um das Hochgebirge militärisch nutzbar zu machen, waren außerordentliche Kraft-

anstrengungen nötig. Das höchste Geschütz des Weltkrieges stand zum Beispiel am Vorgipfel des Ortler in 3860 Meter Höhe. Zur Versorgung der Truppe mit Munition, Lebensmitteln, Sanitätsmaterial und Ausrüstung wurde eine Vielzahl neuer Wege, Stiegen und Seilbahnen angelegt. So schufen die Italiener im Bereich der Ortler-Gruppe einen Strickleiterraufstieg, der von 2900 auf 3648 Höhenmeter emporführte und sinnfälliger Weise „Himmelsleiter“ genannt wurde. Der personelle Aufwand zur Versorgung solcher exponiert liegender Stellungen war enorm und der Dienst in der „Etappe“ meist viel gefährlicher als der Aufenthalt an der Front selbst. Zwei Drittel aller Toten des Gebirgskrieges gingen zu Lasten der lebensfeindlichen Umwelt und „nur“ ein Drittel kam bei den eigentlichen Kampfhandlungen um.

Der Stellungsbau erwies sich als äußerst schwierig. In den Fels getriebene Kavernen sollten Schutz vor Artilleriefeuer bieten. Häufig verliefen Schützengräben über schmale Gipfelgrate. Die Österreicher errichteten sogar auf dem Marmolatagletscher in den Dolomiten ein Stellungssystem. Dazu wurden Stollen von über acht Kilometer Länge in das Gletschereis geschlagen. Lawinen waren ei-

ne ständige Gefahr, denn aufgrund des Vorranges des taktischen Auftrages wurden lawinenbedrohte Abschnitte nicht geräumt.

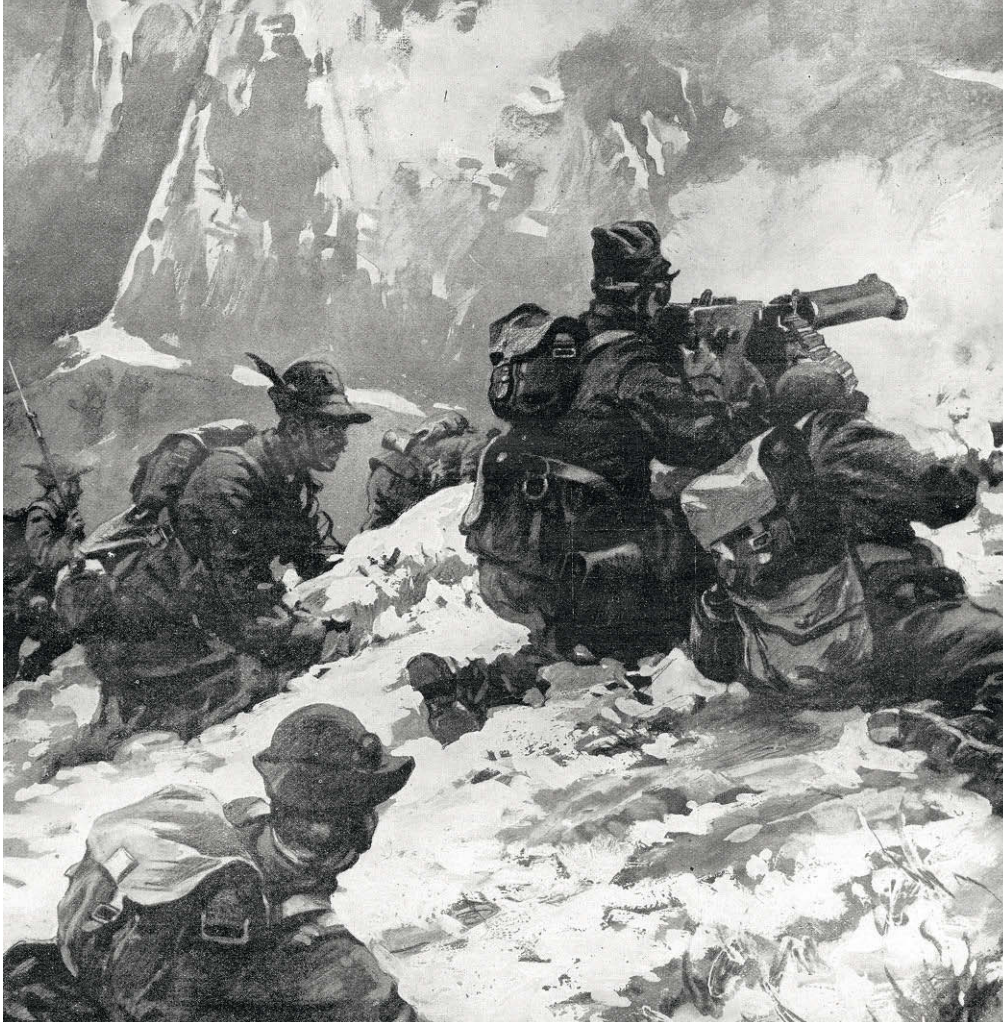
Mit Beginn des Hochwinters – oft schon im September/Oktober – verstummten die Kampfhandlungen zumeist. Die Gipfelpositionen wurden trotzdem nicht aufgegeben, da eine Wiederbesetzung im Frühjahr mit der Gefahr des Verlustes derselben an den Feind verbunden war. Neuschnee und Lawinen sowie die oft arktische Kälte von bis zu 40 Grad minus machten das Leben der Frontsoldaten zur Hölle. Telefon- und Seilbahnverbindungen wurden von den Schneemassen zerstört, die Anmarsch- und Nachschubwege in die höchsten Stellungen waren oft für Tage oder Wochen unpassierbar. Die Bergkämpfe konzentrierten sich auf festungsartig ausgebaute Gipfel und Höhenstellungen. Dabei kam es häufig zur Konzentration von Personal und Material auf engstem Raum.

Erbitterte Kämpfe

Die Intensität dieser Auseinandersetzungen unterschied sich in nichts von den Phänomenen des mörderischen Stellungskrieges an der Westfront. Weil aber das alpine Gelände die infanteristische Entwicklung des Angreifers begrenzte und kanalisierte, genügten schon wenige Soldaten, um selbst einem weit überlegenen Gegner das weitere Vordringen unmöglich zu machen. Hatten sich die Angriffe auf diese Art und Weise festgefahren, wurde gern zum Mittel der Minensprengung gegriffen. Unter dem umkämpften Gipfel entstanden bergmännisch vorgetriebene Stollen. Diese wurden mit Tonnen von Sprengstoff gefüllt und anschließend der Gipfel weggesprengt. Der Gegner versuchte, dies in der Regel durch die Anlage von Gegenminenstollen zu verhindern. So kam es oft zu einem regelrechten Wettlauf unter der Erde, der manchmal nur knapp von der einen oder anderen Seite gewonnen wurde.

Zur Entlastung der Isonzo-Front plante der österreichische Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf eine Großoffensive in Südtirol. Zwischen dem Etschtal und dem Valsugana sollte auf ganzer Front angegriffen und ein Durchbruch in die norditalienische Tiefebene erzwungen werden.

Am 15. Mai 1916 begann der in der Geschichte bisher einmalige Versuch, im Hoch- und Mittelgebirge mit einer ganzen Heeresgruppe eine riesige Operation durchzuführen. Nach einigen Anfangserfolgen stockte der Vormarsch der Österreicher bereits nach wenigen Tagen aufgrund des schwierigen Geländes und der damit verbundenen Nachschubprobleme. Infolge der im Juni 1916 losbrechenden russische Brussilow-Offensive



ZUM ANGRIFF BEREIT: Italienische „Alpini“ nehmen eine österreichische Stellung unter Feuer. Die „Alpini“ waren eine besonders geschulte Gebirgsjägertruppe, äußerlich unter anderem an ihrer Kopfbedeckung („Alpini-Hut“) zu erkennen.

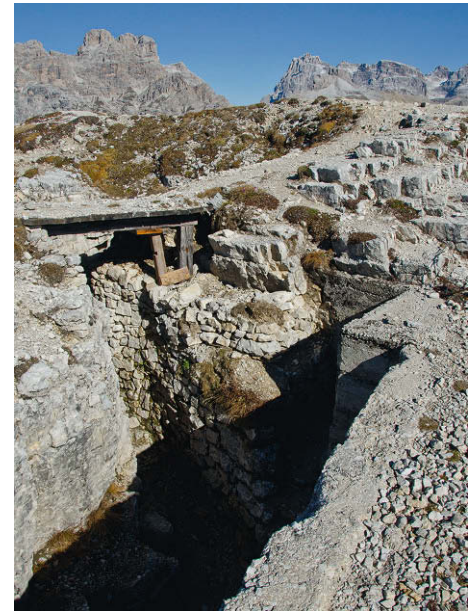
Abb.: ullstein bild/TopFoto

an der Ostfront mussten zudem Kräfte dorthin verlegt und ein Großteil des eroberten Terrains wieder aufgegeben werden.

Cadorna verstärkte daraufhin seine Angriffsbemühungen am Isonzo. Nach der 11. Isonzo-Schlacht stand die österreichische Front im September 1917 schließlich vor dem unmittelbaren Zusammenbruch. Gerettet wurde sie durch eine gemeinsame Gegenoffensive der Mittelmächte im Oktober 1917, die als 12. Isonzo-Schlacht in die Geschichte eingegangen ist und die die italienische

Frontlinie im Friaul innerhalb weniger Tage zum Einsturz brachte. Der entscheidende Durchbruch erfolgte dabei im oberen Isonzotal im Raum Flitsch/Karfreit/Tolmein. Den Italienern gelang es erst am Fluss Piave wieder, eine zusammenhängende Verteidigungsstellung aufzubauen. Die Frontlinie war dadurch um 240 Kilometer verkürzt worden. Sie verlief nunmehr vom Ortler über das Nordufer des Gardasees zur Hochfläche der Sieben Gemeinden und von dort quer durch das Grappa-Massiv bis hin zum Piave in der Tiefebene des Veneto.

Der Erfolg der 12. Isonzo-Schlacht beinhalten jedoch bereits den Keim der künftigen Niederlage Österreich-Ungarns. Die verhältnismäßig kurze Front am Piave stellte sich im Nachhinein als Vorteil für die Italiener heraus. Diese konnten entlang des Flusses und am Grappa die Front mit jenen kampfstarken Soldaten besetzen, die vordem an der Gebirgsfront in den Dolomiten und den Karnischen Alpen standen. Zusätzlich wurden zwei britische und zwei französische Armeekorps aus Frankreich nach Norditalien verlegt. Für die österreichische Seite ergaben sich neue, sehr lange Nachschubwege. Des Weiteren musste im Grap-



IN FELS GEHAUEN: Schützengrabenabschnitt in 2300 Meter Höhe am Monte Piave. Der Kampf ums Überleben in der kargen Gebirgslandschaft verlangte den Soldaten viel ab.

Foto: picture-alliance

pa-Massiv ein völlig neuer Frontabschnitt im Gebirge organisiert werden. Hinzu kamen die personellen und materiellen Engpässe ab der Jahreswende 1917/18.

Späte Entscheidung

Bereits die 1. Piave-Schlacht im November 1917 endete daher mit einer Niederlage der österreichischen Truppen. Der zweite Offensivversuch im Juni 1918 brach schon am ersten Angriffstag unter schweren Verlusten zusammen. Besonders heftig tobten die Kämpfe im Grappa-Massiv. Von Juli bis Mitte Oktober 1918 richteten die Italiener oft tagelange Massenangriffe gegen alle von den Österreichern besetzten Frontberge, drangen aber niemals vor.

Erst die 3. Piave-Schlacht im Oktober 1918 brachte die Entscheidung. Die völlig erschöpften und durch Mangelversorgung ausgezehnten Österreicher konnten der am 24. Oktober 1918 einsetzenden alliierten Großoffensive kaum noch etwas entgegenzusetzen. Am Piave und auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden wurde die österreichische Front durchbrochen. Am 3. November 1918 einigten sich beide Seiten in der Villa Giusti bei Padua auf einen Waffenstillstand. Der Krieg im Alpenraum war damit beendet.

Holger Hase, Jg. 1976, Major und Lehrstabsoffizier für Militärgeschichte an der Offizierschule des Heeres in Dresden.

Literaturtipps

Dumler, Helmut: Auf dem Friedensweg in die Dolomiten. Band 1 (Vom Tonalepass zum Monte Pasubio), Verlag Athesia, Bozen 2005

Dumler, Helmut: Auf dem Friedensweg in die Dolomiten. Band 2 (Über die Marmolata und Cortina zu den Sextener Dolomiten), Verlag Athesia, Bozen 2006

Kompass Karten: Sentiero della Pace/Friedenspfad (Nr. 678)

Lichem, Heinz von: Krieg in den Alpen 1915–1918. 3 Bände, Augsburg 1993



„Buschkrieg“ in Afrika, Existenzkampf am Bosphorus

Eine Welt in Waffen

Die Westfront dominiert die deutsche Erinnerung an den „Großen Krieg“. Abseits davon liegen die – aus deutscher Sicht – „vergessenen“ Schauplätze. Auch dort wurde gekämpft und gestorben.

Von Peter Andreas Popp

Einige der Paradoxien des Ersten Weltkrieges beruhen auf der unterschiedlichen geografischen Perspektive der Beteiligten. Aus deutscher Sicht hatte und hat noch heute das Geschehen an der Westfront eindeutig Vorrang. Dies ist erklärbar angesichts der Zahl der dort eingesetzten Soldaten und durch die nachträgliche Perzeption in Form der Werke „In Stahlgewittern“ von Ernst Jünger und „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque. Die Ostfront wird in Deutschland verengt wahrgenommen durch die Ereignisse „Tan-

enberg“ (August 1914) und den Diktatfrieden von Brest-Litowsk (Februar 1918). Der österreichische Blick ist anders ausgerichtet. Hier stehen im Vordergrund das alpine Schlachtfeld sowie die Kriegsschauplätze Balkan und Karpatenbogen.

Doch wird auf diese Weise die wirkliche Dimension des „Großen Krieges“, also der Weltkrieg als Weltkrieg, richtig erfasst? Wohl eher nicht, denn der deutsche Blick bleibt trotz damaligen maritimen Geltungsdranges letztlich kontinentaleuropäisch fixiert. Es ist die mentale Erbschaft preußischer Groß-

machtpolitik, die hier tätig war. Wie sie damals wirkte, dafür steht beispielhaft der von Thomas Mann gezogene Vergleich des Deutschen Kaiserreiches mit dem friderizianischen Preußen: „Friedrich und die große Koalition“ (1915) verkörperte allerdings eine ganz andere Konfiguration als „die Mittelmächte gegen die Entente“.

Das Deutsche Reich vor 1914 wollte mehr sein als Preußen vor 1870/71, es wollte Weltmacht sein, konnte aber gleich bei Kriegsbeginn die Insignien seiner Weltmacht nicht halten. Nüchtern betrachtet bedeuten die

VON MAROKKO BIS MESOPOTAMIEN: Diese Karte von 1915 zeigt zwar nicht alle Kriegsschauplätze, doch Afrika und das Osmanische Reich sind vorhanden. Letzteres spielte eine zentrale Rolle – und sollte künftig stärker in den Blick des deutschen Interesses rücken.

Abb.: picture alliance/Mary Evans Picture Library

Kolonien eine gigantische politische Fehlinvestition. Alle Kolonien und Schutzgebiete, außer Deutsch-Ostafrika, fielen innerhalb kürzester Zeit an die Entente. Und dasselbe galt für die Flotte. Ohne diese wäre der britische Kriegseintritt möglicherweise ganz vermeidbar gewesen. Die maritime Macht existierte zwar länger als die Kolonien, aber die kaiserliche Marine mit ihrer Hochseeflotte kam erst im Mai 1916 mit der Skagerrak-Schlacht zur Geltung; dies freilich allenfalls in Form eines taktischen Sieges. Strategischer Erfolg war ihr nicht beschieden: Die britische Seeblockade wurde nicht durchbrochen. Die Hochseeflotte ging dann „heldenhafte“ unter durch Selbstversenkung in der Bucht von Scapa Flow am 21. Juni 1919, weil Konteradmiral Ludwig von Reuter glaubte, der Krieg werde wegen Nichtunterzeichnung des Versailler Vertrages weitergehen.



KOLONIALTRUPPEN: Senegalesische Infanteristen der französischen Armee beim Manöver in Fréjus 1914/15.

Foto: picture alliance/akg

Folgt man dem späteren Diktum Walther Rathenaus, 1914/15 Leiter der Kriegsrohstoffabteilung des Preußischen Kriegsministeriums, „die Deutschen kennen die Landkarte, aber sie kennen nicht den Globus“, so ist dem hinsichtlich der deutschen Wahrnehmungsfähigkeit der globalen Ressourcen der Kriegsgegner und der Erfassung ganz bestimmter Kriegsschauplätze gemeinhin nur zuzustimmen.

Kapitulierende Kolonien

Zunächst zu den Kolonien und Schutzgebieten: Hier war mit Ausnahme Deutsch-Ostafrikas innerhalb kurzer Zeit „fast alles gelaufen“. Die Daten der Kapitulationen sprechen für sich: Togo (27. August), Deutsch-Neuguinea (21. September), Deutsch-Samoa (29. August), das deutsche Mikronesien mit den Inseln Angaur, Nauru, Ponape und Rota (9. bis 14. Oktober), Kiautschou/Tsingtau (7. November). Etwas länger hielt sich wegen der dort stationierten Schutztruppen mit militärischen Anfangserfolgen die deutsche Kolonialherrschaft in Deutsch-Südwestafrika (9. Juli 1915) und in Kamerun (18. Februar 1916). Für einen Mangel an Realitätssinn spricht, dass die deutschen Kriegszielplanungen im Falle des bis Hochsommer 1918 als sicher geglaubten Sieges von der Gewinnung eines Deutsch-Mittelafrika ausgingen: arrondiert aus belgischem, französischem und portugiesischem Kolonialbesitz und vom Niger bis zur Kalahari reichend.

Der große Profiteur der „zeitnahen“ deutschen Kapitulationen im asiatisch-pazifischen Raum war zweifellos Japan. Wie sich ab Ende der 1920er-Jahre herausstellte, berei-

tete dies der britischen und amerikanischen Politik noch „einige“ Probleme. Zwischen 1914 und 1918 war es aus der Sicht Londons und Washingtons hingegen irrelevant.

Auf dem „schwarzen Kontinent“ zog den größten Nutzen ohne Zweifel das britische Weltreich. Die deutschen Kolonien verkörperten gleichwohl absolute Nebenkriegsschauplätze. Letztlich galt dies auch für die Kolonie, die bis zum Ende des Ersten Weltkrieges als deutsches Gebiet „durchhielt“ und für die Briten doch ein „gewisses Problem“ darstellte: Deutsch-Ostafrika.

Der „Löwe von Afrika“

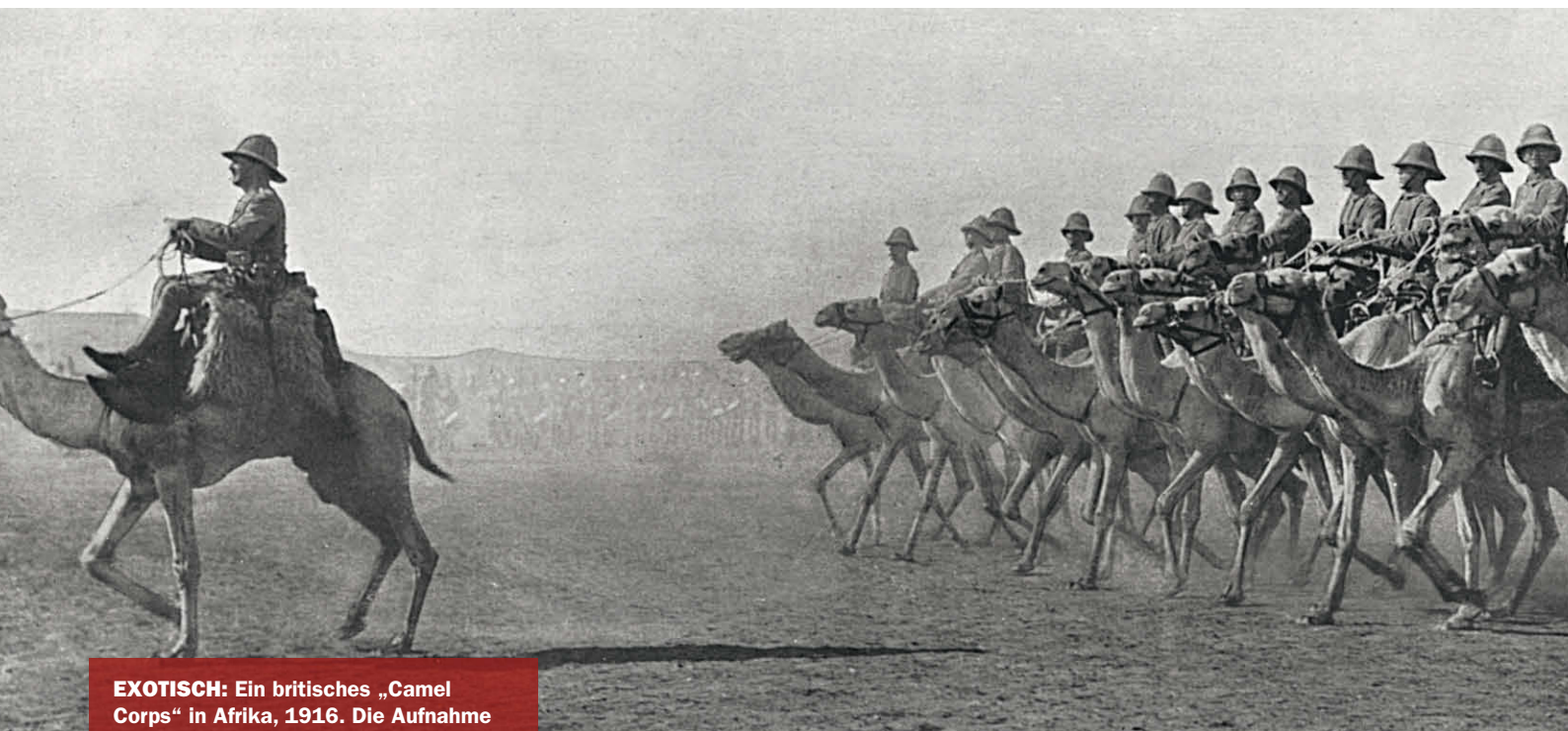
Um das dortige deutsche Ausharren ranken sich noch immer Mythen, die mit der Person eines Kolonialoffiziers zusammenhängen, der es durch Selbst- und Fremdstilisierung vermochte, die drei ab 1918 folgenden politischen Systeme in Deutschland als „anständig gebliebener deutscher Soldat“ zu überleben: Paul von Lettow-Vorbeck (1870–1964). Er trug am Ende des Ersten Weltkrieges den Rang eines Generalmajors.

Lettow-Vorbeck verkörperte alles andere als das Pendant zum „Seeteufel“ Felix Graf von Luckner, der mit maritimen Husarenstückchen die Royal Navy piratengleich (aus deren Sicht!) nervte und herausforderte. Vom Typus des Besessenen her ähnelte er eher Thomas Edward Lawrence, dem „Lawrence von Arabien“, freilich ohne dessen philologisch-feinsinniges Format zu erreichen. Beide verkörperten auf ihre Weise Harsardeure, was der sich nach Exotik sehnen- de Volksmund zuweilen mit „tollen Hechten“ verwechselt.

Dem Oberstleutnant zu Beginn des Weltkrieges, der mit dem deutschen zivilen Gouverneur Heinrich Albert Schnee in „herzlicher“ Abneigung verbunden war, waren

MYTHISCHER „KOLONIALE KRIEGER“: Paul von Lettow-Vorbeck (1870–1964) führte einen Guerillakrieg gegen die Briten und ihre Verbündeten in Deutsch-Ostafrika.

Foto: picture-alliance/dpa



EXOTISCH: Ein britisches „Camel Corps“ in Afrika, 1916. Die Aufnahme kontrastiert den an der Westfront geführten Stellungskrieg im Schlamm.

Foto: picture alliance/Mary Evans Picture Library

7500 Mann als Schutztruppe unterstellt, darunter zum größten Teil afrikanische Askaris. Die Zahlenangaben über die deutschen Kräfte schwanken in der Literatur. Tatsache ist, dass Lettow-Vorbeck gegen den Gouverneur putschte und dass es ihm gelang, einen weit überlegenen britischen Gegner (160 000 Soldaten des Empires plus eine Million afrikanische Lastenträger) für vier Jahre zu binden und erheblich zu dezimieren. Die anglo-indischen Truppen verloren ca. 10 000 Soldaten und nahezu 100 000 Mann „Hilfspersonal“.

Für den europäischen Kriegsschauplatz war dies – wohlwollend betrachtet – allenfalls in sehr eingeschränktem Maße entscheidend. Bis Anfang 1916 praktizierte Lettow-Vorbeck eine konventionelle europäische Landkriegsführung, fortan ging er über zur Guerilla-Kriegsführung. Wie Jahrzehnte später der Vietcong von Kambodscha und Laos aus gegen US-Truppen und Südvietnamesen operierte, so agierte Lettow-Vorbeck 1917 von Mozambique aus gegen die Briten, Belgier und Portugiesen. Das Ergebnis asymmetrischer Kriegsführung war erschreckend, und nur Zynikern kommt ein „Heia Safari“ (so der Titel eines seiner Bücher) über die Lippen: Mittels Taktik der „verbrannten Erde“ und durch Zwangsrekrutierungen sowie infolgedessen durch Seuchen wurden die Lebensgrundlagen der einheimischen Bevölkerung bewusst ruiniert. Zu Beginn des Krieges zählte Deutsch-Ostafrika 7,2 Millio-

nen Einwohner bei einer Gesamtfläche von 995 000 Quadratkilometern. Allein in der fruchtbaren Region Dodoma mit einer Fläche von damals 70 700 Quadratkilometern und einer Bevölkerungszahl von knapp 300 000 Eingeborenen (1913) wurde für 1917/18 ein Bevölkerungsverlust von 20 Prozent, also 60 000

Menschen, registriert. Die Gesamtzahl der Kriegsoffer unter der eingeborenen Zivilbevölkerung lässt sich nur noch schätzen, sie geht – gelinde gesprochen – mindestens in die Hunderttausende!

Schlüsselstellung Bosphorus

Die Dimension des Großen Krieges als Weltkrieg wird nicht nur deutlich anhand der Zahl der beteiligten Nationen und deren Fläche aufgrund von Kolonialbesitz. Das Hauptkriegsgeschehen blieb, abgesehen vom U-Bootkrieg, auf ganz bestimmte Regionen Europas beschränkt: den Westen des Kontinents, den ostmittel- und südosteuropäischen Raum und die Alpenregion (soweit Österreich-Ungarn und Italien geografisch tangiert waren und was die Adria mit einschloss).

Der Weltkrieg wurde zum Weltkrieg nicht zuletzt durch das Osmanische Reich als Bündnispartner der Mittelmächte. Es hatte als Brücke zwischen Okzident und Orient eine Schlüsselfunktion inne. Auf seinem Territorium lag der „Schmierstoff“ des Zwanzigsten Jahrhunderts: Erdöl, dessen die britische Flotte bedurfte, wenn sie wirklich weltweit in Zukunft operativ tätig sein wollte. Zu bedenken ist, dass das Projekt des Baus einer Bahnlinie von Berlin nach Bagdad das britische Weltreich vor 1914 genauso herausforderte wie die deutsche Flotten- und Kolonialpolitik. Was wäre mit Britanniens Macht passiert, wenn sich die kaiserliche Marine der Erdölvorräte des Nahen und Mittleren Ostens hätte bedienen können? Wer über das Osmanische Reich – dessen innere Stabilität



KRIEG IM NAHEN OSTEN: Das Osmanische Reich war ein wichtiger Verbündeter Deutschlands und ein zentraler Kriegsschauplatz. Titelblatt der Illustrierten Zeitung, das die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft beschwört. Abb.: picture alliance/akg



vorausgesetzt! – als Bündnispartner verfügte, der konnte der britischen Weltmacht Probleme hinsichtlich ihrer wichtigsten Kolonie Indien bereiten.

Das Osmanische Reich war zu Beginn des 20. Jahrhunderts zudem noch immer von größter Bedeutung für die Regelung der Balkanfrage und damit für das diffizile Gleichgewicht europäischer Landmächte und – wenn auch nicht so deutlich damals wahrgenommen – für die innere Stabilität der Großreiche Österreich-Ungarn und Russland. Beide wurden zu Großmächten, weil es ihnen seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert gelungen war, den Einfluss der Osmanen an ihrer empfindlichen Peripherie zurückzudrängen. Beide rangen um Einfluss auf dem Balkan; die russische Macht ganz massiv unter der Idee des Panslawismus. Aus Sicht aller europäischen Großmächte war dem Osmanischen Reich am besten gedient, wenn es sich weiter auf dem Weg einer bloßen Objektkontrolle bewegte. Das schloss die spätere Aufteilung dieses Reiches nicht aus. Am wenigstens wurde jenes Ziel von der deutschen Politik propagiert. Für das Deutsche Reich war klar, dass das Osmanische Reich als Partner Deutschlands existieren musste. Nur so konnte Russlands Einfluss auf den Balkan und den Mittelmeerraum abgeblockt werden. Diese Einsicht fehlte der britischen Politik zunehmend ab den 1890er-Jahren.

Aus britischer Perspektive war ein Arrangement mit Russland am besten gegeben durch eine Totalniederlage des Osmanischen

Reiches, geografisch naiv fokussiert auf den Übergang vom Schwarzen Meer ins Mittelmeer. Es ging um einen Kriegsschauplatz, den von deutscher Seite nur gewisse Marinereiche richtig erfassten: die Dardanellen. Wie sehr das Osmanische Reich als Deutschlands Retter in der Not des Jahres 1915 fungierte, und dies noch dazu auf sich allein gestellt, wird an der „Ausblendung“ der Dardanellen-Schlacht aus dem kollektiven deutschen Wahrnehmungshorizont nur zu deutlich. Hätten sich britische und russische Streitkräfte auf dem Balkan verbünden können, so wäre es um die kränkelnde Habsburgermonarchie noch schneller geschehen gewesen.

Schlacht bei den Dardanellen

Den Briten und den mit ihnen verbündeten Truppen der Dominions Australien, Neuseeland, Kanada und der Südafrikanischen Union gelang es Ende Februar 1915 nicht, die Kontrolle über den Bosphorus zu erlangen. So blieb Russland bei seiner Kriegsführung gegen Deutschland und Österreich auf sich allein gestellt. Im Bewusstsein der Dominions besitzt die Schlacht bei den Dardanellen einen extrem hohen Stellenwert. Der Grund ist einfach. Hier zeigte es sich, wie sehr das britische Mutterland mittlerweile auf den personellen Bestand des Empire angewiesen war. Gemeinhin werden Nationen in Kriegen geboren, weil dieser Menschen durch das Töten anderer Menschen zusammenführt. Das Leiden, und dann entweder der Sieg oder die Niederlage, schaffen Identität. Die Dardanellen-Schlacht bedeutet die Geburtsstunde des australischen, neuseeländischen und kanadischen Patriotismus. Im Falle der Südafrikanischen Union liegt der Fall wegen der Burenfrage jedoch komplizierter.

Pulverfass Naher Osten

Ab Frühjahr 1915 war das Ende des Britischen Weltreiches in seiner bislang gültigen Form jedenfalls besiegelt. Die „weißen“ britischen Kolonien emanzipierten sich. Aus dem Empire musste über kurz oder lang ein Commonwealth werden. Und die Erfahrung einer – auch durch ihn selbst zu verantwortenden – Niederlage hatte für den damaligen britischen Marineminister Winston S. Churchill Konsequenzen. Das Desaster, welches das Britische Reich an den Dardanellen erlebte, erklärt Churchills zögerliches Sich-Herantasten an die Operation „Overlord“ im Vorfeld des Juni 1944. Gebranntes Kind scheut bekanntlich das Feuer.

Das Gebiet des Osmanischen Reiches wies allerdings noch eine andere ungewöhnliche Facette auf, die mit kontinentaleuropäischer Kriegsführung auf den ersten Blick nichts gemein hat: der britische Versuch, die osmanische Herrschaft mittels der Beduinen in Palästina erfolgreich zu erschüttern. So nahm der vom militärischen Außenseiter „Lawrence von Arabien“ seit 1916 angezettelte Aufstand der Araber gegen die Türken bereits das Ende des Krieges zwischen Massenheeren vorweg. Die daraus resultierende Friedensunordnung im Nahen Osten bildet heute einen Gutteil des Erbes, welches den Ersten Weltkrieg noch immer zu einem aktuellen Gegenstand der Politik macht. ■

KRIEGSSCHAUPLATZ AFRIKA: Ein Askari der deutschen Schutztruppe posiert mit der Flagge des Kaiserreiches.

Foto: picture alliance/Sueddeutsche Zeitung Photo



Gefallen vor 100 Jahren

Der Kriegsfreiwillige Hermann Löns

Er war ein frühes und prominentes Opfer des Ersten Weltkriegs. Sein unpathetisches, radikal realistisches Kriegstagebuch fasziniert Historiker und Literaten und gibt Einblicke, die militärisch aufschlussreich sind und menschlich berühren. Von Rainer Kaune

Er lebte von 1866 bis 1914, war erfolgreich als Journalist und als Schriftsteller und hieß Hermann Löns. Sein Leben verlief unruhig, denn er war Bürger und Nicht-Bürger, Ehemann und Eheflüchtling, Asket und Unmäßiger, kerniger Mensch und psychisch Gefährdeter, und er war immer ein facettenreiches, unverwechselbares Individuum.

Die Hauptleistungen dieses Wahl-Hannoveraners: poetische Texte über Tier, Jagd, Wald, Moor und Heide. Die mythischen Beinamen, die ihn bis heute begleiten: Dichter der Lüneburger Heide, Vater der deutschen Tiergeschichte, Urvater der Umweltschutzbewegung.

Patriotisches Verlangen

Sommer 1913. – Hermann Löns litt heftig am eigenen Leben und an der Welt. In einem Brief klagte er: „Ich bin seelisch ganz fertig, so glaube ich oft. [...] Und zu alledem noch das schwere Gewitter, das von allen Seiten über unser Vaterland und Volk heraufzieht. Es ist furchtbar, die sichere Überzeugung zu haben, dass was Grimmiges, Zermalmendes da braut!“

Das vorausgeahnte militärische Großgewitter ließ nur noch ein Jahr auf sich warten. In den ersten Augusttagen 1914 brach es mit Urgewalt aus. Über die vom Krieg erfassten Nationen ging eine Welle des Patriotismus hinweg. Patriot auch Hermann Löns. Er, der nie als Soldat gedient hatte, der körperlich und seelisch kränkelte und der bereits Endvierziger war, er wünschte sich hinein in das Heer.

Überaltert, wie er war, hatte Löns es recht schwer, noch Soldat werden zu dürfen. Doch weil sein Name bekannt war und weil es Stimmen der Fürsprache gab, öffnete sich ihm schließlich das Tor zur Kaserne. Auf einer Postkarte vom 23. August durfte er jubeln: „Bin [...] als Kriegsfreiwilliger angenommen und tue morgen Dienst.“ Die Bezeichnung seiner infanteristischen Einheit: Ersatz-Bataillon des 73. Füsilier-Regiments, Standort Hannover.

Hermann Löns war auf Einsatz versessen. Geschickt brachte er es fertig, nach nur zehntägiger Schnellausbildung mitgenommen zu werden, als in der Nacht vom 2. zum 3. September ein Truppentransport per Bahn in Richtung französischer Front abging. Für seinen jüngsten Bruder hinterließ er die schnelle Notiz: „Lieber Ernst, ich bin auf dem Wege nach Paris. Auf frohes und gesundes Wiedersehn.“

Riskanter Vorwärtsdrang

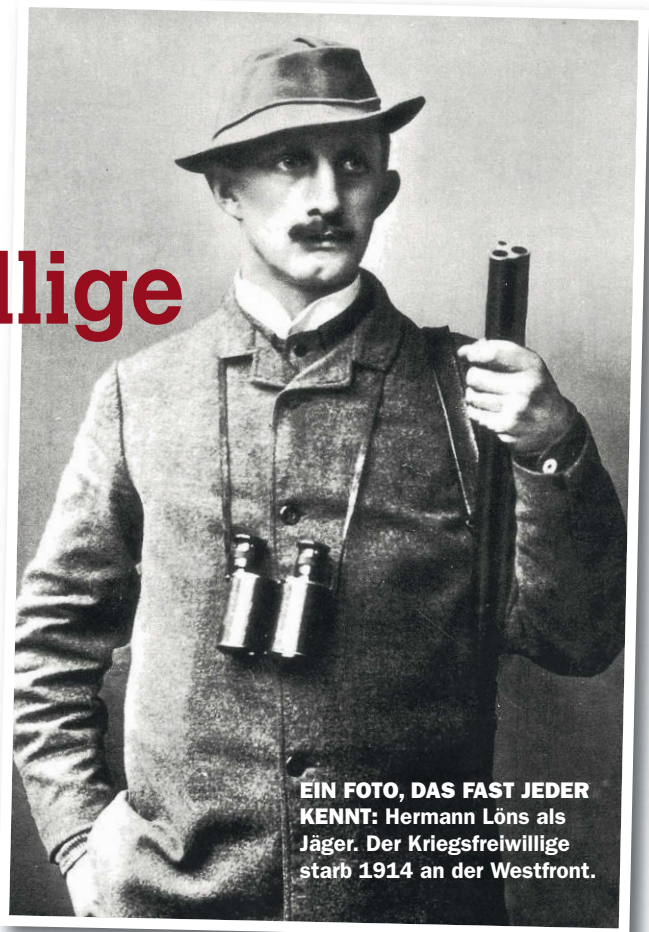
Und das mit dem „Wiedersehn“, das war keine Floskel. In Frankreich sagte er zu einem Freund: „Ich möchte auch gern leben und zurückkehren, aber wenn ich falle, zu verlieren habe ich nichts. Nur suchen will ich den Tod nicht, wie vielleicht mancher glaubt.“ Strapaziös die Fußmärsche, die für den anrückenden Ersatz seit dem 8. Septem-

ber das Übliche waren. Eile war angesagt, denn die Kameraden an der Front litten unter enormen Verlusten und brauchten dringend Verstärkung. In sein kleines privates Kriegstagebuch notierte Löns am 9. September: „Unendliche Munitionskolonnen mit Verwundeten kommt zurück ...“

Anders als die kämpfende Truppe, die unbeirrt siegesgewiss war, hatte Generalstabschef Helmuth von Moltke bereits an diesem 9. September mit massiven schwarzseherischen Anwandlungen zu tun. Depressiert schrieb er nieder: „Es geht schlecht. Der so hoffnungsvoll begonnene Anfang des Krieges wird in das Gegenteil umschlagen ...“ Er ließ die Front bis zum 12. des Monats hinter die Aisne zurücknehmen. Die sogenannte Marne-schlacht war damit für das Deutsche Kaiserreich verloren.

Angelangt im Kampfgebiet

12. September. – Hermann Löns und Begleitkameraden erreichten endlich den Zielraum, nämlich jenen weit auseinandergezogenen Frontabschnitt vor Reims, an welchem ihr Regiment seit Längerem äußerst verbissen kämpfte. Der 48-Jährige ergriff seine Tagebuch-Kladde mit dem schwarzen Wachtuch-Umschlag und kritzelte mit Bleistift hinein: „Die Stimmung der todmüden Truppen frischt auf; wie es heißt: ‚Wir kommen



EIN FOTO, DAS FAST JEDER KENNT: Hermann Löns als Jäger. Der Kriegsfreiwillige starb 1914 an der Westfront.

noch heute ins Feuer! “ Die aktuelle Situation skizzierte er mit Worten wie: „Salve auf Salve von Feldartillerie.“ – „Links drei Flieger am Himmel.“ – „Pulverblitze, in der Luft berstende Geschosse, das trockene Getrommel der Maschinengewehre.“

Schnell zeigte sich: Ausruhen, das war jetzt unmöglich. Nicht nur die eigene Kompanie wurde in Bewegung gehalten, sondern alle Welt schien in Aufruhr zu sein. Löns in sein Tagebuch: „Ungeheure Truppenmengen ziehen durch. Furchtbares Durcheinander.“ – „... da kommt ein Offizier und teilt mit, dass wir sofort weiter müssen, da Franzosen vordrängen. Also los in aller Eile. Furchtbare Fahrt zwischen Autos, Artillerie, in strömendem Regen.“ Und kaum hatte er halb aufatmend notiert: „Wir nehmen Stellung ein.“, da galt plötzlich dies: „Bekommen Rückordre und haben dieselbe gräuliche Rückfahrt.“

Frontalltag

13. September. – Kaum aufgestanden, und schon war wieder „derselbe Trubel“. Und die Gefahr, sie nahm sogar zu. Löns: „Einige graben sich ein, andere ducken sich platt [...] in der Luft heult und pfeift, jault und flötet, brummt und knurrt es unablässig. Granate auf Granate schlägt bei uns ein ...“ – „Ernsthaft wird die Stimmung.“

14. September. – Besonders bezeichnend die Löns-Notate: „Alle plagt Hunger und ein schlimmer Durst.“ – „Es werden emsig in steinhartem Boden die Schützengräben gearbeitet.“ – „Das Feuer wird immer fürchterlicher.“ – „Einer sagt: Wir sind verloren.“ – „Ich finde, der Schlachtenlärm erinnert an Fabriklärm. Er [...] erfüllt mich mit Widerwillen.“

Doch inmitten aller Nöte hatte Löns auch an diesem Tag Augen und Ohren für die Natur: „Ein Rebhahn lockt sein zersprengtes Volk zusammen. Lerchenfalke ist wieder da.“ – „Käuzchen ruft.“ – „Hell strahlt der Sirius.“ – Einträge dieser Art, er machte sie wieder und wieder.

15. September. – Löns immer desillusionierter. Besonders anrührend seine Tagebuchzeilen: „Ich sehne mich nach Bad, Waschzeug, und dann mit meinem guten Mädchen ausgehen ...“ – „Augen voll Dreck.



BEKANNTGABE: Löns' „Heldentod für König und Vaterland“ wird vom Regiment durch Todesanzeige gemeldet.

Nase, Gesicht, Hände voller borkiger Wunden. Ein Schweineleben.“ – „Mein Mittag ist ein verschimmeltes Stück Brot und ein Schluck warmes Wasser, dazu der Geruch des Kotes, den eben ein Mann absetzt.“ – „Wenn man nur wüsste, wie es mit uns stände, und wenn man genießbares Brot und Wasser hätte und nicht bei jeder Gelegenheit unnütz grob behandelt würde.“

Weiterhin Not und Tod

Die Folgetage brachten Ortswechsel mit sich, blieben hart und gefährlich. Löns am 17. September: „Grässliches Wetter. Furchtbare Kanonade.“ – „Drei Fahnenflüchter erschossen vom kommandierenden General.“ Und in der Frühe des 18. September: „Ich wasche mich, indem ich in die Hände spucke und den Dreck abwribbele.“ – Am Abend desselben Tages: „Eilmarsch durch Dreck und Dunkelheit (mit Verlaufen) und in strömendem Regen.“ – Besonders grauenhaft die Worte, die er am 23. September während eines Abmarsches in spätabendlicher Dunkelheit zu Papier brachte: „... Leichen, Leichen, Leichen. Verwesungsgeruch hier und da ganz schlimm.“

Mit der Gesundheit stand es auch nicht zum Besten. Löns hatte mit fiebrigen Koliken und mit Verdauungsproblemen zu tun. Tagebuchvermerk vom 24. September: „Muss

siebenmal zur Latrine.“ Einige Zeilen später die Worte: „Muss mich draußen umziehen, weil Hemd voll.“ Und dann die wohl ergreifendsten Sätze, die Hermann Löns jemals schrieb: „Sehe von meinem Lager den Sternschnuppen zu. Denke an die Leichen, an den erschossenen Spion. Droben am Firmament dieselbe Not. Leben ist Sterben, Werden, Verderben.“

Das Sterben und Verderben, es war nichts Besonderes mehr. Am Morgen des 25. September machte Löns ein kleines Gedicht: „Auf diesem Grabstein könnt Ihr's lesen, / dass dieser ist Soldat gewesen. / Der hier liegt und der hier ruht, / war ein treu Soldatenblut.“ Bei der späteren Essenaussgabe beobachtete er: „Ein Füsilier bringt dem Feldwebel Totenmarken. Der nimmt sie, ohne Gesicht zu verziehen.“

Gefallen beim Sturmangriff

Am Nachmittag desselben Tages dann völliger Umschwung der Stimmung; Löns in sein Handbuch: „Alles ruht sich aus, raucht, singt, lacht, und dabei geht es in zwei Stunden in die vorderste Schützenlinie.“ Gleich darauf der letzte Satz, den Hermann Löns jemals schrieb: „Frohe Stimmung, und es geht in die Linie.“

Ganz unerwartet plötzlich noch dies: Die Meldung ging ein, dass Löns zum Stab versetzt sei und morgen nicht mitkämpfen solle. Doch der Kriegsfreiwillige, der so offensichtlich geschont werden sollte, erlaubte sich Einspruch – und kam damit durch.

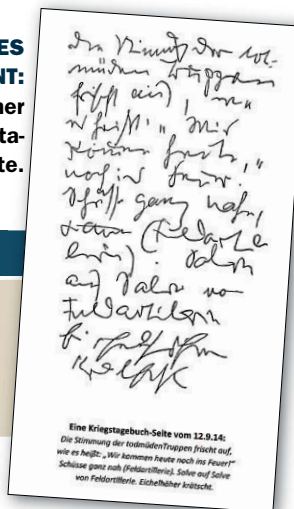
Nach kurzer Nacht brach er an, der Kampftag, der im Großraum Reims sehr viel Blut kosten sollte. Angriffsschlacht war den deutschen Truppen befohlen, denn sie sollten verhindern, dass ihr Kriegsabschnitt in drohende Erstarrung verfiel.

Frühmorgens gegen halb sechs stürmte Hermann Löns inmitten seines Regiments über deckungsloses Gelände dem Gegner entgegen. Wahrscheinlich kam er selbst überhaupt nicht zum Schuss. Er fiel im verheerenden Gewehrfeuer des sich erfolgreich verteidigenden Gegners.

Das militärisch aufschlussreiche und menschlich so anrührende Kriegstagebuch, das er zurückließ, endet mit Worten, die von fremder Hand hinzugefügt wurden:

„... gefallen am 26. 9. bei Loivre. Ehre seinem Andenken!“

ERSCHÜTTERNDEN DOKUMENT:
Faksimile einer Lönsschen Kriegstagebuch-Seite.



HINTERGRUND Das Kriegstagebuch

Beschriebene Seiten: 169

Einband: schwarzer Wachstuchumschlag (biegsam)

Aufbewahrungsort: Dortmunder Stadt- und Landesbibliothek

Kurzbewertung: äußerlich unscheinbar und als Fotomotiv unergiebig; innerlich von höchstem historischen und menschlichen Wert

Rainer Kaune, Jg. 1945, Literaturexperte aus Bassum, Verfasser zahlreicher Bücher und Aufsätze. Sein Hauptinteresse gilt dem Leben und Wirken facettenreicher Persönlichkeiten, darunter Hermann Löns.

Geistige Mobilmachung und Massenbeeinflussung

Kriegspropaganda



Das erste Opfer des Krieges ist immer die Wahrheit – sie wird zerstört durch Propaganda. Erfolgreich kann sie allerdings nur dann wirken, wenn sie Teilwahrheiten enthält, um so eine fiktive Wirklichkeit zu konstruieren.

Von Peter Andreas Popp

Propaganda gelingt umso leichter, wenn an Ängste, Erwartungen oder Hoffnungen anknüpft werden kann. Bilder, zumal dann, wenn sie bewegt sind, manipulieren den Geist stärker als Worte. Im Ersten Weltkrieg wurden zum ersten Mal die propagandistischen Trägermedien „Fotografie“ und „Film“ auf breiter Front benutzt. Übrigens sind nur die wenigsten der damals gedrehten „Filme von der Front“ authentisch. Sie sind konstruiert und arrangiert. Und auf französischer Seite wurde das Medium „Fotografie“ besonders gepflegt. Es entstanden hier die ersten Farbaufnahmen.

Alliierte „Revolutionsformel“

Auf wen zielte die Beeinflussung ab? Die Adressaten waren entscheidend hinsichtlich der Auswahl und Dosierung. Bildete das eigene Volk die Zielgruppe? Waren es befreundete Staaten oder die Feinde? Oder Neutrale?

Markant ist, dass die deutsche Propaganda gegenüber derjenigen der westlichen Mächte strukturelle Defizite aufwies. Sie wirkte betulich, war bis 1917 nicht zentralisiert und ihr fehlte immer der Bezug auf einen universalistischen Weltgedanken. Die Alliierten verfügten über Letzteren in Form der Revolutionsformel von 1789, „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“, und US-Präsident Wilsons Doppeldevise „the war to end all wars“ und „to make the world safe for democracy“.

Nur in einer wirklich geschlossenen Gesellschaft konnten sich Propagandisten erlauben, pure Lüge – für einen gewissen Zeitraum wenigstens – als „ganze Wahrheit“ zu verkaufen. Die europäischen Gesellschaften vor 1914 stellten alles andere als totalitäre Diktaturen, geschlossene Systeme also, dar. Sie waren halbwegs offen, indes nahm graduell die Pressefreiheit von West nach Ost ab. Das heißt, Russland war erheblich unfreier als sein englischer oder französischer Verbündeter. Deutschland gehörte – abzulesen an seiner blühenden sozialdemokratischen Presselandschaft – nicht in dieselbe Kategorie wie die russische „zaristische Autokratie“.

Propaganda zielte auf Überredung und auf Integration durch Ausgrenzung. Ein voll entwickelter Parlamentarismus, der ohne öffentliche Meinung nicht gedeihen kann, fand sich in den USA, Großbritannien und – abgestuft – auch in Frankreich, nicht hingegen in Deutschland und Österreich-Ungarn. Letzteres war wegen der ungelösten Nationalitätenfrage geprägt durch zentrifugale Tendenzen. Genügte es unter diesen Umständen wirklich, propagandistisch das monarchische Prinzip hochleben zu lassen?

Mobilisierte Nation

Während des Krieges igelten sich auch leidlich offene Gesellschaften ein. Das heißt, alle am Weltkrieg beteiligten Nationen wurden geschlossener, als sie es vor 1914 waren. Diese Tendenz der „Selbst-Kokonisierung“ war besonders ausgeprägt im Deutschen Kaiserreich. Die Selbst-Auskreisung Deutschlands vor 1914 fand seit Kriegsbeginn durchaus ihre forcierte Fortsetzung auf propagandistischer Ebene. Dieser Autismus sollte sich in dem Moment als fatal erweisen, als die Zielvorstellungen des Deutschen Reiches mit der militärpolitischen Wirklichkeit des Spätsommers 1918 kollidierten.

Bestandteil der Kriegsführung war seit alters her die Steuerung von Meinung und Gedanken. Unerlässlich war sie in dem Augenblick, wo der Konflikt erstens zu einer „Massenveranstaltung“ und zweitens auch an der „Heimatfront“ produktiv gefochten wurde. Seit dem Anfang vom Ende der ständischen Gesellschaft in Europa, dem Schlüsseljahr 1789 also, waren Massenheere entstanden. Kriegsführung unter den Vorzeichen der industriellen Revolution bezog die gesamte Gesellschaft mit ein. Es galt, die „Nation“ zu mobilisieren, auf dass sie geschlossen „wie ein



MYTHOS VERDUN:
Diese französische Bildpostkarte huldigt dem französischen Soldaten, der in Verdun den deutschen Vormarsch stoppte und das Vaterland rettete. Keinen Schritt weiter!

Abb.: picture-alliance/
akg-images

Mann“ handelte. Das Medium dazu war die Propaganda.

Die Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts bildeten diesen geschlossenen „nationalen Körper“ in der Realität nur unzureichend ab, auch wenn Bilder wie „der russische Bär“ oder der „gallische Hahn“ dies suggerierten. Die Großmächte zu Beginn des „Großen Krieges“ repräsentierten, zumindest was den west- und mitteleuropäischen Raum betraf, die „bürgerliche Gesellschaft“. Diese war eingebettet in eine Klassengesellschaft mit z. T. ausgeprägter Polarisierung. Ungleich brisanter war das Problem im Osten und Südosten Europas. Dort existierten agrarisch orientierte Vielvölkerstaaten, „Reiche“ also mit geringerem industriellen Entwicklungsgrad, einhergehend mit ungelösten internen nationalen und sozialen Fragen. Wilsons Formel vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ sollte hier ihre besondere propagandistische Sprengkraft entfalten.

Empfand sich eine Nation wirklich als Nation? Diese Frage zu stellen, ist mehr als entscheidend angesichts der Tatsache, dass Massenheere, bestückt mit den Söhnen des Bürgertums, allein auf dieser Basis nicht existieren konnten. Massenheere unter dem Vorzeichen der industriellen Revolution und der allgemeinen Wehrpflicht bedurften der Arbeiter – und diese waren mit den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen vor 1914 tendenziell unzufrieden. Die ge-

steuerte Beeinflussung musste diesen Umstand berücksichtigen. Sie musste, wie etwa in Deutschland in Form der

FEINDSCHAFT BIS INS JENSEITS: Diese propagandistische Formel predigt den Hass auf England – in Form eines Buttons.

Abb.: picture alliance/Imagno



„Volksgemeinschaft“, Angebote machen, die ihrerseits einen Erwartungshorizont für die Zeit nach dem Krieg aufbauten.

Im August 1914 wurde überall in Europa deutlich, dass die „Nation“ vor der „Klasse“ rangierte. Es gab keine sozialistisch-pazifistische Massenverweigerung im Angesicht der Krise vom Juli 1914. Die Hinwendung zum Sozialdarwinismus mittels der Gleichsetzung des Gegners mit „Ungeziefer“ ging erschreckend schnell vonstatten. Die Entmenslichung des Feindes auf dem Schlachtfeld wurde damit bereits vorweggenommen.

Propaganda trifft auf Realität

Gerade unter dem Gesichtspunkt von propagandistischer Effizienz ist für Historiker noch immer frappant, dass es trotz zentralisierter und professioneller Propaganda auf alliierter Seite hier weit vor Kriegsende zu Befehlsverweigerungen großen Stils bei den Fronttruppen kam. Der russische Bündnispartner brach 1917 sogar völlig weg. Nicht dagegen in Deutschland! Beruhte diese Gehorsamsverweigerung auf dem unterschiedlichen Individualisierungsgrad der jeweiligen Vorkriegsgesellschaften? Lag es am Führungsverhalten der Vorgesetzten? Oder entsprach die Vorstellung auf deutscher Seite, einen gerechten Krieg zu führen, nicht doch der Wirklichkeit?

Hier zeigt sich die begrenzte Wirkung von Propaganda. Sie bedarf des Bezugs der Realität. Alliiertenseits kann jedenfalls das Eingreifen der USA sowohl auf ideologischer wie auch auf personeller und materieller Ebene gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Mittelmächte waren in Konsequenz mit ihrem propagandistischen „Latein am Ende“, als ihre propagandistisch mit völlig überzogenen Zielen ausgestaffierte Welt der Wirklichkeit nicht länger standhielt. ■

Deutsche Hochseeflotte im Seekrieg

Duell mit der Royal Navy

1914: Kriegerische Begeisterung kam bei den Besatzungen der deutschen Kriegsschiffe nicht auf. Doch das Vertrauen in die eigene Stärke und der feste Wille zur Pflichterfüllung – auch gegen eine Übermacht – waren vorhanden.

Von Eberhard Kliem

Unter Kaiser Wilhelm II. war die anfangs unbedeutende deutsche Flotte seit Ende des 19. Jahrhunderts auf der Grundlage parlamentarisch gebilligter Gesetze planmäßig aufgebaut worden. Dies ging einher mit dem Aufbau eines gründlich ausgebildeten und hoch motivierten Seeoffizierskorps. Außerdem beherrschten die geschulten Besatzungen ihre Schiffe und Boote durch und durch. Admiral Alfred von Tirpitz (seit 1911 Großadmiral) war in fast allen Bereichen und in unterschiedlichen Führungspositionen wichtiger Ideengeber und unermüdlicher Antrieber der deutschen Flottenrüstung.

Zu Beginn des Jahres 1914 war die Kaiserliche Hochseeflotte schließlich zahlenmäßig die zweitstärkste der Welt. Doch die insgeheim bewunderte und immer noch Vorbild gebende englische „Royal Navy“ war weiterhin deutlich stärker. Sie besaß bei den modernen Schlachtkreuzern und Schlachtschiffen mit 24 Einheiten im Vergleich zu 16 auf deutscher Seite in der Nordsee ein deutliches Übergewicht. Auch geografisch waren die Engländer in einer vorteilhaften Position. So konnten sie die Hochseeflotte doch leicht im



EINFLUSSREICH: Alfred von Tirpitz trieb die deutsche Flottenrüstung auf Geheiß Wilhelms II. seit Ende des 19. Jahrhunderts entscheidend voran. Er gilt als Begründer der deutschen Hochseeflotte.

Foto: Sammlung Jörg Braun

„nassen Dreieck“ zwischen Ems, Elbe und Helgoland einschließen.

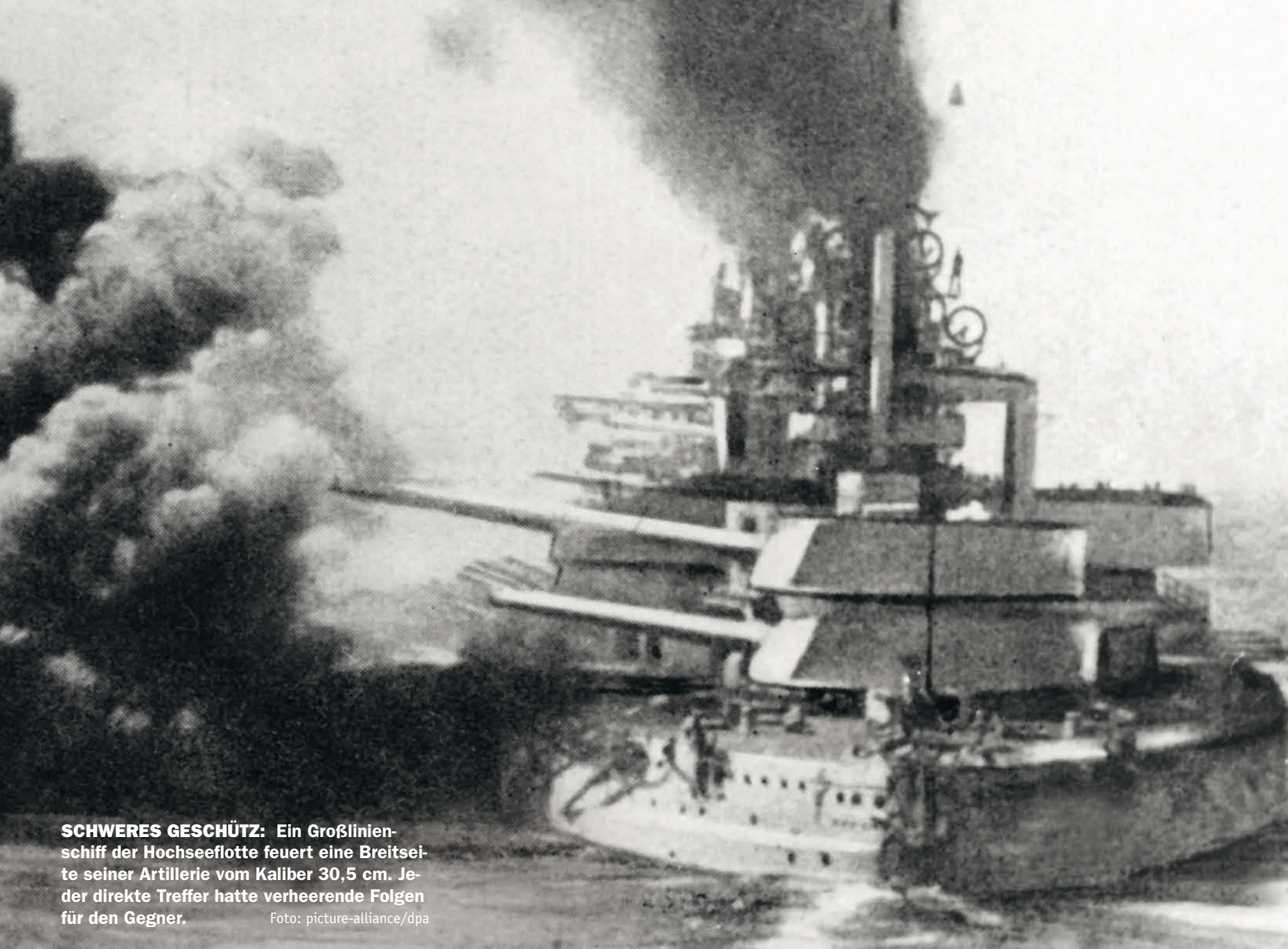
Der von der Führung der deutschen Hochseeflotte und der Admiralität entwickelte Schlachtplan ging davon aus, dass bei Kriegsausbruch die englische Grand Fleet – wie in allen Kriegen zuvor gegen kontinentale Gegner – diesen in seinen eigenen Küstengewässern angreifen werde, um ihn dort zu vernichten.

Für eine solche Seeschlacht zwischen dem Eingang zum englischen Kanal und Helgo-

land war die Hochseeflotte vom Torpedoboot bis zum Schlachtschiff gebaut, ihre Offiziere und Besatzungen entsprechend ausgebildet und gedanklich vorbereitet.

„Trumpfkarte“ Hochseeflotte

Seit 1912 wurde jedoch mehr und mehr deutlich, dass die britische Admiralität die Effektivität der gegnerischen Flotte so hoch einschätzte, dass nun nicht mehr der direkte Angriff, sondern eine Blockade der Deutschen Bucht auf der Höhe der Shetlandinseln geplant wurde. Aufgrund ihres eingeschränkten Aktionsradius konnte die deutsche Flotte eine Schlacht in derartiger Entfernung zu den eigenen Stützpunkten nicht wagen. Eine „neue“ Flotte mit größerer Reichweite in aller Kürze zu bauen, war Deutschland unmöglich.



SCHWERES GESCHÜTZ: Ein Großlinienschiff der Hochseeflotte feuert eine Breitseite seiner Artillerie vom Kaliber 30,5 cm. Jeder direkte Treffer hatte verheerende Folgen für den Gegner.

Foto: picture-alliance/dpa

Diese Faktoren waren den Fachleuten auf beiden Seiten wohlbekannt. Die Kaiserliche Flotte war schon zu Kriegsbeginn eindeutig in der Rolle des Schwächeren. Erschwert wurde diese Situation durch eine zersplitterte Führungsorganisation und einen Operationsbefehl des Kaisers, der einen defensiven Einsatz der großen Schiffe befahl. Man wollte die wertvolle „Trumpfkarte“ Hochseeflotte nach dem erwarteten kurzen und erfolgreichen Krieg bei den anschließenden Friedensverhandlungen nicht durch frühzeitige Verluste schwächen. Dadurch gab man einen durchaus Erfolg versprechenden Einsatz gegen das im August und September 1914 nach Frankreich übersetzende britische Expeditionsheer leichtfertig aus der Hand.

Die Führung des Deutschen Reiches hatte für einen gemeinsamen strategischen und operativen Einsatz von Heer und Marine keinerlei Planungen vorbereitet.

Die Kriegseinsätze von Torpedobooten, Unterseebooten und Minenlegern unmittelbar nach Kriegsausbruch sowohl gegen die englischen Flussmündungen als auch zur Sicherung der Deutschen Bucht wurden jedoch

planmäßig durchgeführt. Offiziere und Besatzungen bewährten sich in jeder Beziehung, doch große Erfolge ließen sich nicht erzielen.

Am 28. August brachen die Engländer mit Schlachtkreuzern, Kleinen Kreuzern und Zerstörern vollkommen überraschend in die Deutsche Bucht bis unter die Rohre der Festung Helgoland ein. Die deutschen Einheiten kämpften tapfer, verloren jedoch gegen die Übermacht drei Kleine Kreuzer und ein Torpedoboot; die Personalverluste

waren hoch. Schlechte Koordination, mangelhafte Fernmeldedienste und das zeitraubende Auslaufen der großen Schiffe aus Wilhelmshaven waren ausschlaggebend für die bittere Niederlage.

Doggerbank-Desaster

Obwohl der Flottenchef Admiral Friedrich von Ingenohl einen aktiveren Einsatz der Hochseeflotte wünschte, wurde die defensive Operationsführung auf Weisung von Kaiser Wilhelm II. nicht geändert. Unter den Besatzungen machte sich zunehmend Unmut breit. Auch der Ausbildungsstand der Matrosen auf den großen Schiffen verschlechterte sich. Schließlich wurde in zwei Unternehmungen mit der nahezu gesamten Hochseeflotte Ende 1914 die englische Küste bei den Hafenstädten Yarmouth und Scarborough unter Beschuss genommen. Gleichzeitig legten schnelle Kleine Kreuzer Minensperren auf den Handelswegen unter der Küste. Alle Unternehmungen waren erfolgreich. Die englische öffentliche Meinung forderte nun ihrerseits einen energischeren Einsatz der Grand Fleet.



HARTE ARBEIT: Minensucher der Kaiserlichen Marine im Einsatz. Bild von Felix Schwormstadt.

Abb.: Slg. Eberhard Kliem



RESPEKTEINFLÖSSEND: Die englische Grand Fleet ist mit ihren schweren Einheiten in See gegangen. Sie war der deutschen Hochseeflotte zahlenmäßig überlegen.

Foto: Sammlung Eberhard Kliem

IM GEFECHT: Szene aus der Seeschlacht vor dem Skagerrak, in der die Hochseeflotte der Royal Navy hohe Verluste zufügen konnte. Gemälde von W. Malchin.

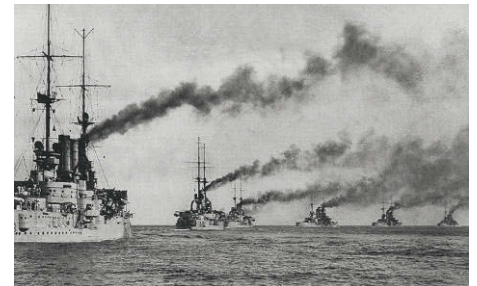
Abb.: picture-alliance/
akg-images



KURS AUF ENGLAND:

Das II. Geschwader der Hochseeflotte auf seinem Weg zu einem Einsatz gegen die englische Küste.

Foto: Sammlung
Eberhard Kliem



Die geplante und erhoffte Seeschlacht schien mehr und mehr in den Bereich des Möglichen zu rücken. Doch ein aus deutscher Sicht unglücklich endendes Gefecht auf der Doggerbank am 24. Januar 1915 zwischen deutschen und englischen Schlachtkreuzern, in dem der Große Kreuzer S.M.S. „Blücher“ unterging, führte zur Ablösung des Flottenchefs. Sein Nachfolger Admiral Hugo von Pohl wagte im ganzen Jahr nur wenige und kurze Einsätze der Hochseeflotte, die einem Zusammentreffen mit der englischen Flotte planmäßig aus dem Weg ging.

Die Skagerrakschlacht

Die großen Einheiten begannen nun sogar, im Hafen zu rosten. Motivation und Ausbildungsstand sanken vorhersehbar und spürbar ab. Im Januar 1916 starb von Pohl überraschend. Sein Nachfolger wurde Reinhard Scheer. Unter seiner Führung wurde die Flotte offensiver eingesetzt und eine direkte Auseinandersetzung mit der englischen Hochseeflotte bewusst gesucht.

Drei Einsätze blieben zunächst ohne Erfolg, aber am 31. Mai 1916 gegen Nachmittag trafen beide Flotten mit fast allen Einheiten 300 Seemeilen (sm) westlich vom Skagerrak aufeinander: Die „deutsche“ Skagerrakschlacht oder „englische“ Battle of Jutland

bildete den „Höhepunkt“ des Seekrieges im Ersten Weltkrieg. Bis in die frühen Morgenstunden des 1. Juni bekämpften sich beide Flotten mit höchstem Einsatz. Mehrfach geriet die deutsche Hauptstreitmacht in taktisch ungünstige und verlustreiche Lagen. Sie konnte sich jedoch stets mit Übersicht und infolge einer tadellosen Schiffs- und Geschwaderführung der englischen Übermacht entziehen. Nach dem Einlaufen in die Heimathäfen stellte sich heraus, dass die Hochseeflotte der Grand Fleet deutlich höhere Verluste an Schiffen und Personal zugefügt hatte und zudem weiterhin weitgehend einsatzfähig war. Das hohe Selbstwertgefühl der Grand Fleet war erheblich getroffen, war doch von ihr nichts anderes als ein überwältigender Sieg erwartet worden.

Strategisch blieb die Gesamtsituation des Seekrieges jedoch unverändert: Die deutsche Hochseeflotte konnte den Gegner nicht entscheidend besiegen. Daher blieben die Unterseeboote eine letzte „Trumpfkarte“.

Literaturtipp

Hormann, Jörg-M./Kliem, Eberhard: Die Kaiserliche Marine im Ersten Weltkrieg. Von Wilhelmshaven nach Scapa Flow. München 2014

Im gesamten Jahr 1916 kam es zu keinen weiteren Seegefechten der schweren Einheiten. Auch die Engländer operierten zunehmend vorsichtig und zurückhaltend. Die schlechten Erfahrungen vom Skagerrak zeigten Wirkung. Andere Kriegsschauplätze gewannen an Bedeutung. Nach der verlorenen Marneschlacht hatte das deutsche Heer im Herbst 1914 Teile der flandrischen Küste besetzt. Dadurch konnte die Marine nun die Häfen von Brügge-Zeebrügge, Ostende und teilweise auch Antwerpen zu Angriffen auf die englischen Handelswege durch den Kanal und die englische Küste nutzen.

Verlustreiche Angriffe

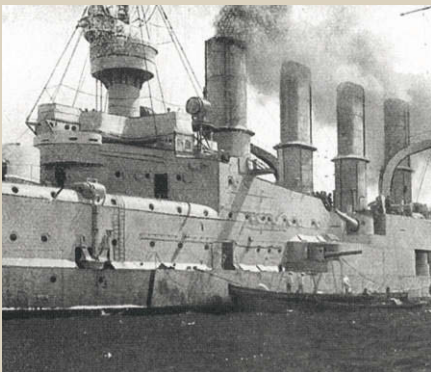
Doch die eigenen Einheiten waren unterlegen. Zudem wollte die Flottenführung kampfkraftigere Einheiten nicht zur Verfügung stellen, um die Hochseeflotte in der Nordsee nicht zu schwächen.

Immerhin wurden ab dem Herbst 1916 in regelmäßigen Abständen deutsche Torpedobootsflottillen für Wochen, später auch Monate geschlossen nach Zeebrügge verlegt. Schon auf den Verlegungsmärschen von Wilhelmshaven in den Kanal kam es meist zu heftigen Gefechten gegen englische Kreuzer und Zerstörer. In Zeebrügge angelangt, griffen die deutschen Einheiten immer wieder

HINTERGRUND Seekrieg im Pazifik

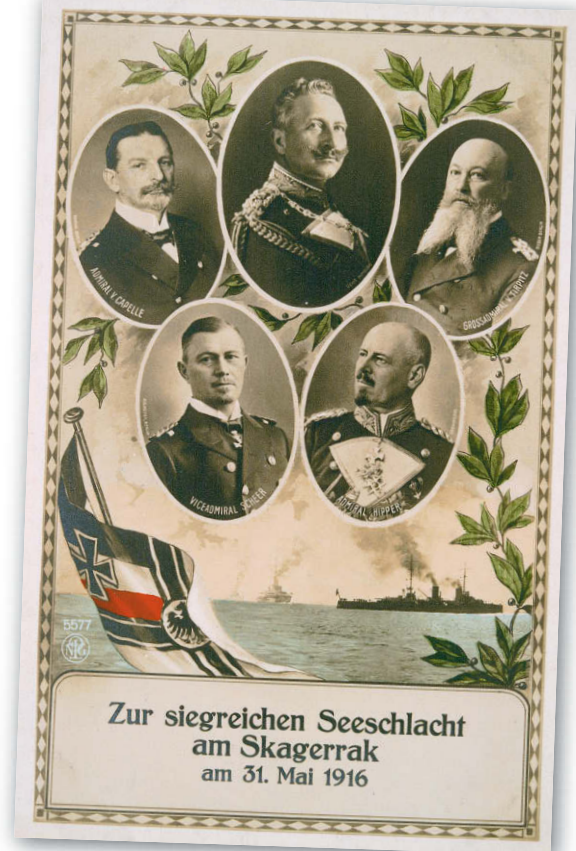
Das Ostasiatische Kreuzergeschwader unter dem Kommando des charismatischen Vizeadmirals Maximilian Reichsgraf von Spee bestand zu Kriegsbeginn im Kern aus den Panzerkreuzern S.M.S. „Scharnhorst“ und S.M.S. „Gneisenau“; hinzu kamen in den nächsten Wochen drei Kleine Kreuzer, Hilfskreuzer und Versorgungsschiffe.

Der Verband nahm Kurs auf die südamerikanische Küste, allein sein Erscheinen in verschiedenen Seegebieten band in erheblichem Umfang gegnerische Streitkräfte. Am 1. November 1914 gelang Graf Spee bei Coronel vor der chilenischen Küste ein überzeugender Sieg gegen ein englisches Geschwader. Seit den Zeiten von Napoleon hatte die „Royal Navy“ erstmals eine Seeschlacht verloren. Das Geschwader versorgte in Valparaiso, um dann den Durchbruch in die Heimat zu wagen. Nach der Umrundung von Kap Horn traf der Verband am 8. Dezember bei den Falkland-Inseln auf ein weit überlegenes englisches Geschwader. Nur der Kleine Kreuzer S.M.S. „Dresden“ entging dem Untergang.



DETAILAUFNAHME:
S.M.S. „Scharnhorst“ im Hafen von Valparaiso nach dem Sieg im Seegefecht von Coronel am 1. November 1914.

Foto: Sammlung Eberhard Kliem



ZEITGENÖSSISCH: Postkarte, mit der im Wilhelminischen Kaiserreich der so empfundene Sieg in der Skagerrakschlacht über die mächtige Grand Fleet gewürdigt wurde. Abb.: picture-alliance/akg-images

„Die englische Flotte wurde geschlagen! Der erste gewaltige Hammerschlag ist getan ...!“

Kaiser Wilhelm II. am 5. Juni 1916 nach der Skagerrakschlacht

den englischen Handelsverkehr unter der Küste und die Bewacherlinie im Kanal selbst an. Die Einsätze – zumeist bei Dunkelheit – waren jedoch gefährlich und verlustreich.

Zu einer eindeutigen Schwerpunktsetzung der deutschen Kräfte kam es nicht. Doch auch die englischen Angriffe konnten dank immer besser koordinierter Zusammenarbeit zwischen Überwasserstreitkräften, Unterseebooten, Fliegerkräften und artilleristischer Küstenverteidigung bis zum freiwilligen Rückzug des deutschen Flandernkorps im Sommer 1918 abgewehrt werden.

In ununterbrochenem Einsatz befanden sich auch die Minenräum- und Sicherungskräfte in der Deutschen Bucht. Sie mussten die Ein- und Auslaufwege für die Überwasserstreitkräfte und hier insbesondere für die U-Boote minenfrei halten, dazu selber auch Verteidigungssperren legen. Das verfügbare Schiffsmaterial bestand anfänglich aus requirierten Fischkuttern, alten Torpedobooten und nur wenigen geeigneten Fahrzeugen. Erst im Laufe des Krieges wurden spezielle

Minenfahrzeuge zum Legen und Räumen von Minen gebaut, die sich bewährten.

Ende der Hochseeflotte

Für die Hochseeflotte ergab sich im Herbst 1917 eine unvorhergesehene, aber „dankbare“ Aufgabe in der Ostsee. Das deutsche Heer erbat für seinen Vormarsch entlang der Ostseeküste durch Lettland, Livland und Estland in Richtung Kronstadt Unterstützung durch die Eroberung der baltischen Inseln Ösel, Dagö und Moon. Der Admiralstab bildete trotz mancher Bedenken einen kampfkraftigen Verband mit insgesamt elf modernen Schlachtschiffen und Schlachtkreuzern, dazu mehreren Kleinen Kreuzern, drei Torpedobootflottillen und zahlreichen Unterstützungseinheiten. Die Operation „Albion“ war der erste amphibische Einsatz der Hochseeflotte – und gelang. Der erfolgreiche Einsatz der Hochseeflotte in der Ostsee zeigte exemplarisch, wie undurchdacht – und letztlich erfolglos – die stete Fixierung der Flottenführung

auf den Einsatz in der Nordsee gegen die Engländer war.

Ein für den 29. Oktober 1918 befohlener Einsatz der gesamten Hochseeflotte in der Nordsee und im Kanal gegen die Grand Fleet scheiterte, da auf einigen Schiffen Teile der Besatzung mittlerweile den Gehorsam verweigerten. Die Flotte war damit als militärisches Instrument zerbrochen. Ihre Führung hatte den Bezug zur militärischen Realität an Bord verloren und die politischen Gegebenheiten, die im Rahmen der beginnenden Friedensverhandlungen zu bedenken waren, nicht erkannt.

Als die seit November 1918 im britischen Flottenstützpunkt Scapa Flow internierte und verteidigungsunfähige Flotte in Gefahr geriet, durch die englischen Bewachungsmannschaften besetzt zu werden, versenkten die an Bord verbliebenen Besatzungsmitglieder ihre Schiffe und Boote – abgesehen von wenigen Ausnahmen – am 21. Juni 1919 auf Befehl von Konteradmiral Ludwig Reuter selbst.

Eberhard Kliem, Jg. 1941, Fregattenkapitän a. D., zuletzt tätig im NATO-Hauptquartier Brüssel, anschließend drei Jahre Geschäftsführer des Deutschen Marinemuseums in Wilhelmshaven.



Einsatz deutscher U-Boote 1914–1918

Tod aus der Tiefe

1914: Mit 28 einsatzfähigen U-Booten fuhr die Kaiserliche Marine in den Krieg. Seeaufklärung war ihnen als Rolle zugeordnet. Der „Rollenwechsel“ zum einzeln fahrenden Jäger machte sie zur gefürchteten Waffe.

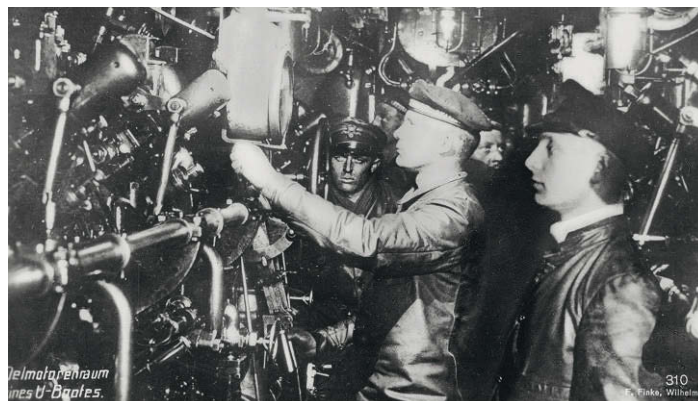
Von Jörg-M. Hormann

Deutschland hatte den Anschluss verpasst. In der Frühphase des U-Bootsbaus und der militärischen Nutzung, Anfang des 20. Jahrhunderts, fiel Deutschland keinesfalls eine Vorreiterrolle zu. Im Gegenteil: die Kaiserliche Marine und auch die Werften mit ihren Konstruktionsbüros standen den neuen tauchfähigen Booten und deren militärischer Verwendung zunächst skeptisch, ja sogar ablehnend gegenüber. Die von Wilhelm Bauer 1850 mit seinem Brandtaucher eingeleitete Entwicklung trug dagegen in Frankreich ihre Früchte. Im Deutschen Kaiserreich waren 1914 nicht einmal 30 Boote mit Petroleummotoren als Antrieb gebaut, erprobt und in die Flotte als Aufklärungsmittel eingebunden.

Die Vorstellungen der Einsatzrolle von U-Booten werden durch einen ihrer ersten Kriegeinsätze dokumentiert. Wenige Tage

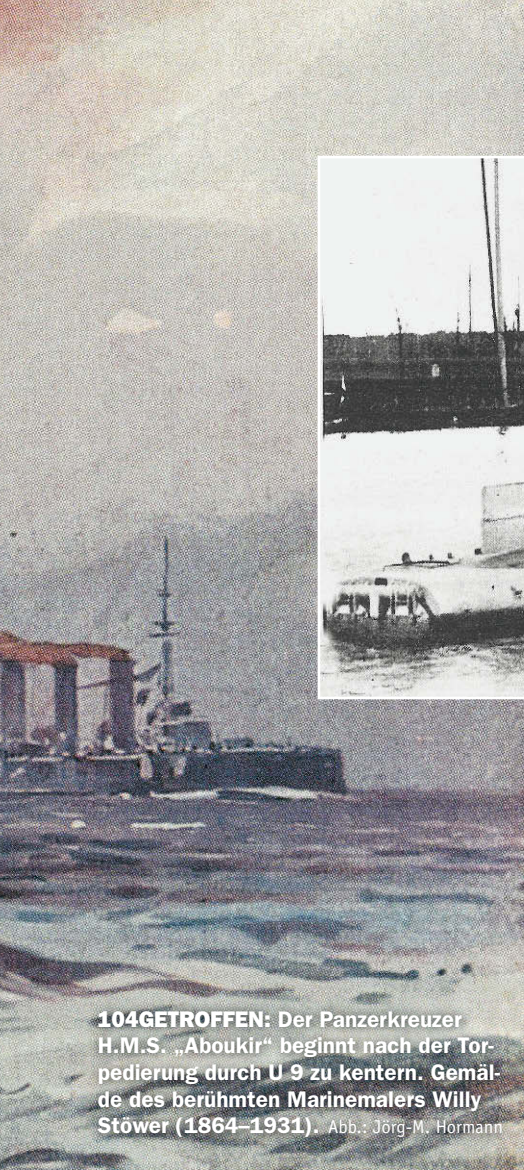
nach dem Beginn der Feindseligkeiten gegen Großbritannien wurde die I. U-Flottille, bestehend aus zehn Booten, vom 6. bis 11. August 1914 geschlossen gegen die Grand Fleet vorgeschickt. Die deutsche Marineführung

wusste nicht, wo die englische Flotte in der Nordsee operierte. Aus einer Standlinie weit westlich von Helgoland heraus begannen die U-Boote mit einem Abstand von sieben Seemeilen eine 120 Kilometer breite Über-

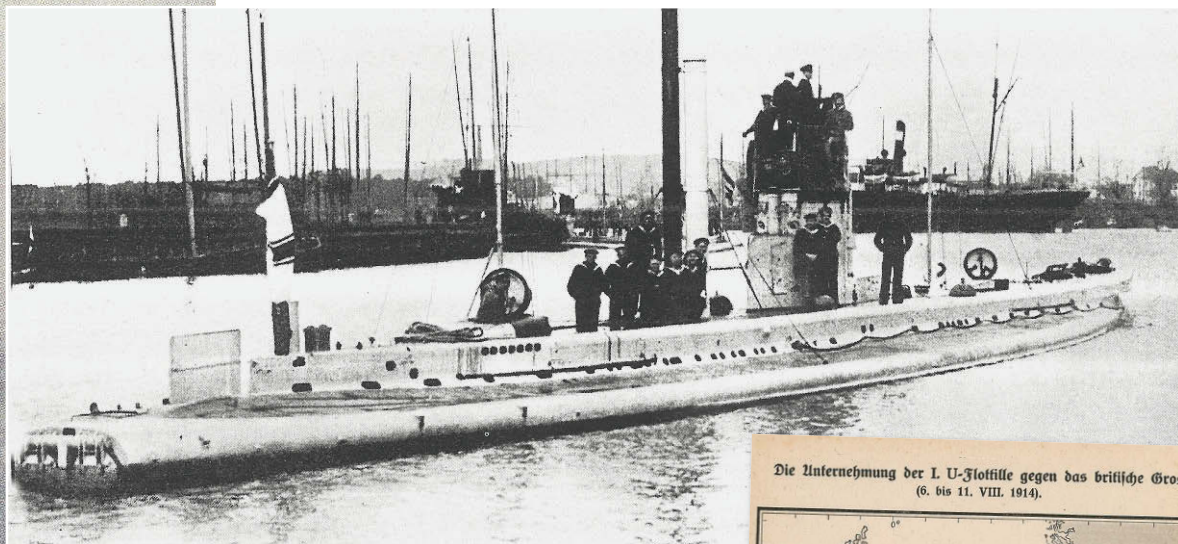


IM MOTOREN-RAUM: Die ersten U-Boot-Petroleummotoren sind wenig standfest im Betrieb. Erst der Einsatz von Dieselmotoren lässt wochenlange Hochseeoperationen zu und macht U-Boote zur selbstständigen Waffe.

Foto: Sammlung Jörg-M. Hormann



104GETROFFEN: Der Panzerkreuzer H.M.S. „Aboukir“ beginnt nach der Torpedierung durch U 9 zu kentern. Gemälde des berühmten Marinemalers Willy Stöwer (1864–1931). Abb.: Jörg-M. Hormann



BEIM EINLAUFEN: Seiner Majestät U 9 im Hafen von Swinemünde. Die beiden Klappen der Hecktorpedorohre sind auf dieser Aufnahme aus Friedenszeiten gut zu erkennen.

Foto: Sammlung Jörg-M. Hormann

machen. Dieses Beweises bedurfte es, denn niemals waren in Friedenszeiten ähnliche Anforderungen an Mensch und Material gestellt worden.

Einzeleinsatz als Taktik

Das Vorgehen, die Nordsee mit einem Masseneinsatz von U-Booten einfach streifenweise zu durchkämmen, wurde nicht wiederholt – und das, obwohl schon der erste Einsatz dieser Art nur knapp das Ziel der Aufklärung der englischen Flotte verfehlte. Schließlich gelangte man zu der Auffassung, das Plus der U-Bootoperationen in der individuellen Bewegungsfreiheit zu sehen. In der Konsequenz forderte das den Einzeleinsatz der U-Boote als Erfolgsmöglichkeit gegenüber dem Gegner.

Noch während die I. U-Flottille unterwegs war, wurde bekannt, dass die Überführung eines englischen Expeditionskorps in belgische und französische Häfen im Gange war. Auf dem Festland brauchten die Alliierten Unterstützung gegen die vorwärtsdringende deutsche Armee. Der „Führer der Unterseeboote“, Fregattenkapitän Hermann Bauer, gab die Anweisung, U-Boote von Helgoland aus einzusetzen, um die Truppentransporte zu stören.

Literaturtipp

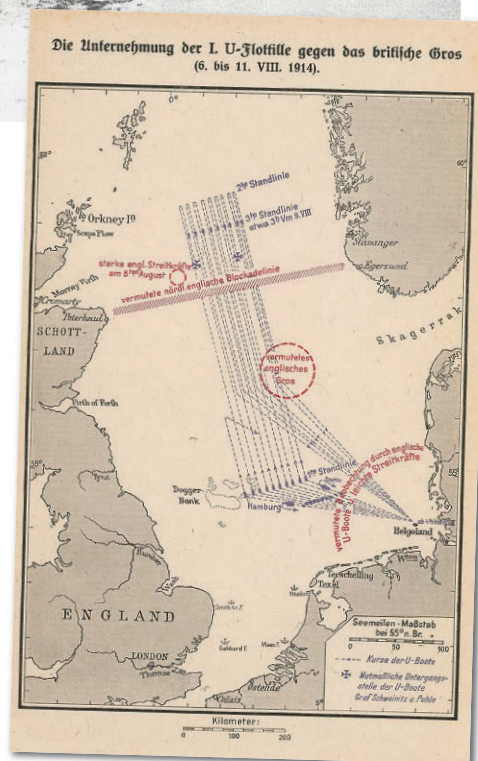
Schröder, Joachim: Die U-Boote des Kaisers – Die Geschichte des deutschen U-Bootkrieges gegen Großbritannien im Ersten Weltkrieg. Bonn, 2. Auflage 2002

wasserstreife nach Norden hin abzusuchen. Die mehrtägige Unternehmung, die planmäßig bis zur Linie Utsire–Orkneys und zurück durchgeführt wurde, blieb jedoch ein Stoß ins Leere. Denn das feindliche Gros wurde nicht angetroffen.

Seiner Majestät U 15, das westliche Flügelboot des Aufklärungsstreifens, traf am 9. August bei schlechtem Wetter auf feindliche leichte Streitkräfte. Erst nach dem Krieg kam die Bestätigung, dass der Kleine Kreuzer „Birmingham“ das U-Boot durch Rammstoß vernichtet hatte. Die H.M.S. „Birmingham“ gehörte zur weit vorgeschobenen Marschsicherung des dort tatsächlich kreuzenden englischen Gros. Man war also nicht allzu weit voneinander entfernt aneinander vorbeigelaufen.

Tagelange Fernfahrten

Als wichtig für eine Einsatztaktik der U-Boote stellte sich für die deutsche Seite die neue Erfahrung heraus, dass U-Boote imstande waren, weitab von ihren Stützpunkten und in tagelangen Unternehmungen die feindlichen Gewässer unsicher zu



U-BOOTAUFKLÄRER: Bei der ersten U-Boot-operation kurz nach Kriegsbeginn wird die Nordsee auf der Suche nach der Grand Fleet „durchkämmt“. Man fährt knapp aneinander vorbei.

Abb. Sammlung Jörg-M. Hormann

In Ausführung des erhaltenen Befehls ging U 9 unter dem Kommando von Kapitänleutnant Otto Weddigen von Helgoland aus in See. Zwei Tage und eine Nacht hatte sich das Unterseeboot mühsam durch Sturm und widrige See hindurchgekämpft.

Zum Schutz der Truppentransporte waren die Schiffe der „Southern Force“ von der britischen Admiralität zusammengezogen worden, zu der unter anderem das VII. Kreuzergeschwader gehörte. Dieses bestand aus älteren Panzerkreuzern. Auch sie hatten den Sturm der letzten Tage über sich ergehen lassen müssen, der die begleitenden Zerstörer in die Häfen zurückgetrieben hatte. Die drei



BIS ZUM HORIZONT: Weiter konnte das Auge mit dem Fernglas nicht sehen. Für den höchsten Blickpunkt musste aufs „Dach“ gestiegen werden. Foto: picture-alliance/Süddeutsche Zeitung Photo

Panzerkreuzer „Aboukir“, „Cressy“ und „Hogue“ befanden sich am 22. September 1914 auf Position.

Als der Morgen des 22. September heraufdämmerte und die ersten Sonnenstrahlen über die Wasserfläche huschten, ahnte niemand auf den englischen Schiffen, welche Katastrophe ihnen bevorstand. Um 5:45 Uhr bei Sonnenaufgang tauchte U 9 auf. Der Wind hatte bis auf Stärke 3 abgeflaut. Da der Wind den Petroleumqualm der Motoren vor

dem Boot hertrieb und dadurch die Sicht nach Süden verdeckt wurde, ließ der Wachoffizier Zickzack fahren. Dies erwies sich als sehr nützliche Maßnahme, denn es dauerte nicht lange, bis in südlicher Richtung eine Stenge über der Kimm zum Vorschein kam, die wenig später als Mastspitze eines Kriegsschiffes ausgemacht werden konnte. Augenblicklich erschien der gerufene Kommandant auf dem Turm. Weddigen gab sofort Tauchbefehl und fuhr in Sehrohrtiefe den drei Kriegsschiffen entgegen, die in breiter Dwarlinie auf sein U-Boot zuliefen.

Fatale Fehleinschätzung

Der mittlere der drei gegnerischen Kreuzer sollte das erste Opfer sein. Nach dem ersten Torpedotreffer auf der „Aboukir“ kenterte der Kreuzer innerhalb weniger Minuten. Jetzt machten die Engländer einen fatalen Fehler: Statt mit Höchstfahrt zackend davonzudampfen, begannen die beiden Flügelschiffe mit geringer Fahrt an das getroffene Schiff heranzuschließen, um für den Fall des Sinkens die Besatzung retten zu können. Man glaubte an eine Minenexplosion. Die Anwesenheit eines U-Boots war den Kreuzerbesatzungen vollkommen verborgen geblieben. Beim Doppelschuss auf „Hogue“ lag der Kreuzer fast still nach dem Aussetzen seiner Boote, um die Männer der kenternenden

„Aboukir“ zu retten. Auch „Cressy“ wurde torpediert und versenkt. Ohne weiteren Aufenthalt verließ Weddigen den Schauplatz des Grauens, an dem Hunderte von englischen Seeleuten um ihr Leben kämpften. Fast 1500 Offiziere und Mannschaften ertranken in der Nordsee oder wurden von Schiffstrümmern erschlagen.

Schlagartig offenbarte die neue Seekriegswaffe U-Boot ihr Potenzial. Der erfolgreiche Angriff des getauchten Einzelfahrers auf „ahnungslose“ Schiffe des Gegners war das taktische Konzept des deutschen Admiralstabs, das sich zur Strategie des U-Bootkrieges entwickeln sollte. Der Angriff auf feindliche Kriegsschiffe stand im Kriegsfall außerhalb einer Diskussion, ob rechtmäßig oder nicht. Für Kriegsschiffe galt: Wer eindeutig aufklärt, als Erster schießt und den Gegner versenkt, hat den Erfolg.

Ganz anders stellte sich die Situation dar, wenn im Krieg zivile Handelsschiffe von U-Booten aufgebracht wurden. Dann galt auch im Kriegsfall die Prisenordnung.

Die Angriffspraxis, das Aufbringen selbst, konnte von U-Booten nur aufgetaucht, in der Art wie bei jedem anderen Kriegsschiff, erfolgen: Schuss vor den Bug zum Anhalten der Dampfer; Übersetzen eines Durchsuchungskommandos zum Überprüfen der Papiere und der Ladung. Danach folgte die

„Ganz geheim! Befehl für U 9! Größerer Truppentransport findet statt nach Ostende ... Angreifen alle Kriegs- und Transportschiffe!“

Anweisung an den Chef II. U-Halbflottille Helgoland durch den „Führer der Unterseeboote“ Hermann Bauer am 19. September 1914

BRÜCKENWACHE: Zu jeder Seite ein Paar Augen zum Erspähen der Mastspitze am Horizont. „An Bord SM U 53 nördlich der Shetlands“ betitelt Claus Bergen sein 150 x 290 Zentimeter großes Ölgemälde. Abb.: JMH/VG-Bildkunst 2014



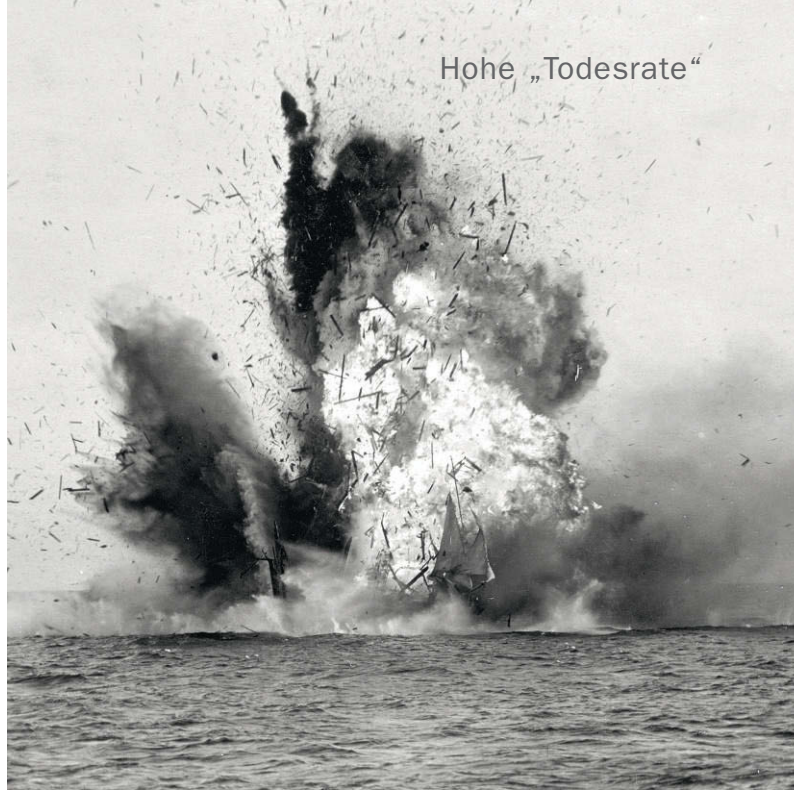


STOLZE BESATZUNG: Zurück von der irischen Küste. Die Männer von U 19 setzten dort den irischen Revolutionär Roger Casement und zwei seiner Mitkämpfer in der Ballyheigue Bay am 20. April 1916 ab.

Foto: Deutsches Marinemuseum

ZERSTÖRT: Nach einem Torpedotreffer explodiert ein Munitionsfrachter. Durch die Kontaktzündung des gesamten Sprengstoffs an Bord wird das Schiff regelrecht in Stücke zerlegt.

Foto: picture-alliance/Süddeutsche Zeitung Photo



Entscheidung des Kommandanten: weiterfahren lassen, mit Prisenkommando besetzen und nach Deutschland schicken oder mit der eigenen Artillerie versenken. Nach Prisenordnung musste der Kommandant im Versenkungsfall die Besatzung des Dampfers retten und versorgen.

Diese Art von Handelsseekrieg war für die deutschen U-Boote schwierig und zunehmend gefährlich – eigentlich völlig unrealistisch: Einmal abgesehen von dem Zeitfaktor, wenn die Kommandos übersetzen mussten, hatten die U-Boote mit damals rund 30 Mann Besatzung keine besonderen Prisenkommandos an Bord. Dort wurde jeder Mann in seiner Funktion gebraucht.

Uneingeschränkter U-Bootkrieg

Die Aufbringung nach Prisenordnung wurde unberechenbar, nachdem die Engländer U-Bootfallen eingesetzt hatten: bewaffnete und mit Navy-Personal besetzte Handelsschiffe, die im Operationsgebiet der U-Boote kreuzten und darauf warteten, dass ein U-Boot auftauchte, um der Prisenordnung zu entsprechen.

Weddigs Erfolg und die Probleme beim U-Bootkrieg nach Prisenordnung führten zur Forderung der Admiralität nach dem „uneingeschränkten U-Bootkrieg“, die im politischen Entscheidungsbereich auf wenig Gegenliebe

stieß. Man wollte sich die Gewogenheit der neutralen Staaten, allen voran der USA, erhalten. Außerdem war der Handelskrieg nach Prisenordnung bemerkenswert erfolgreich. Von Oktober 1916 bis Januar 1917 ergab sich ein Monatsdurchschnitt der Versenkungserfolge von etwa 190 Handelsschiffen mit rund 325 000 Bruttoregistertonnen (BRT). Nach Prisenordnung erzielte Kapitänleutnant Lothar von Arnauld de la Perière, der erfolgreichste U-Bootkommandant der Seekriegsgeschichte, seine Versenkungserfolge.

Mit seinem in Pola stationierten SM U 35 unternahm er im Mittelmeer 14 Feindfahrten und versenkte 193 Handelsschiffe mit insgesamt 457 179 BRT – eben in der Masse nach Prisenordnung, also im Überwasserangriff. Letztendlich musste Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg seine politische Linie aufgeben, und es geschah das, was er auf jeden Fall verhindern wollte: In der Folge der Torpedierung des Cunard-Liners „Lusitania“ am 7. Mai 1915 durch U 20, bei der eine größere Anzahl amerikanischer Staatsbürger ums Leben kam, wurde Stimmung für den amerikanischen Kriegseintritt gemacht. Als

Konsequenz, um die Wogen zu glätten, wurde der U-Bootkrieg wieder nach Prisenordnung geführt.

Angesichts der prekären britischen Versorgungslage erklärte die Admiralität, England werde bei einer Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Bootkriegs in sechs Monaten kapitulieren. Zusätzlich sah die Oberste Heeresleitung in der Kriegsmaßnahme eine Chance, den festgefahrenen und nicht mehr

zu gewinnenden Landkrieg zu einem erfolgreichen Kriegsende zu wenden. Daraufhin wurde der uneingeschränkte U-Bootkrieg mit Torpedierung ohne Vorwarnung am 1. Februar 1917 wieder aufgenommen. Dies führte schließlich zur amerikanischen Kriegserklärung vom 6. April 1917 an das Deutsche Reich.

Erhebliche Verluste

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs verfügte die Kaiserliche Marine über knapp 30 einsatzfähige U-Boote. Im Laufe der Kriegsjahre wurden daraus mehr als 370 Boote, die in 52 Kriegsmonaten fast 3300 Feindfahrten unternahmen. Etwa 180 U-Boote versenkte der Gegner. Für 5249 U-Bootmänner bedeutete das den Tod. Fast die Hälfte der kämpfenden U-Bootbesatzungen mit einer Kopfstärke von rund 12 500 Mann ließ beim Einsatz ihrer Waffe das Leben. Letztlich erfüllten sich die Erwartungen in Deutschland hinsichtlich einer den Krieg entscheidenden Wirkung der U-Bootwaffe nicht. Fehleinschätzungen im Hinblick auf die Anzahl alliierter Handelsschiffe und die mangelnde wirtschaftliche Kraft auf deutscher Seite, um die Zahl an U-Booten entscheidend zu erhöhen, sind wichtige Ursachen des Scheiterns. Auf der „Erfolgsseite“ standen 6394 versenkte Handelsschiffe mit einer Tonnage von 11 948 792 Bruttoregistertonnen sowie rund 100 gegnerische Kriegsschiffe.

BEWÄHRT: Lederkleidung („sogenannte U-Bootspäckchen“) als Schutz vor öligem Dunst unter Deck der Unterseeboote. Foto: Hermann Historica



Krieg in und aus der Luft

Zwischen Himmel und Hölle

Sommer 1914: Die Fliegertruppen der Kriegsgegner existierten noch nicht lange. Dennoch kam ihnen schnell eine wachsende Bedeutung zu. Ihr Einsatz konnte letztlich über Sieg und Niederlage im grausamen Stellungskrieg entscheiden.

Von Thomas Gangl



IN DEN WOLKEN: Luftkampf zwischen einem deutschen und alliierten Jagdflieger im Westen. Die Bilder von den „ritterlich“ geführten Duellen am Himmel im Jagdeinsitzer sollten den tatsächlichen Charakter des Luftkrieges 1914–1918 verzerren. Tatsächlich handelte es sich um Kampf um Leben und Tod, der hier den deutschen Flieger ereilte.

Foto: ullstein bild/Süddeutsche Zeitung Photo/Scherl

Es war nun an den Fliegern, den jeweiligen Kommandostellen Aufklärungsergebnisse zu liefern, auf deren Grundlage Befehle für Divisionen, Korps, ja, ganze Armeen erlassen wurden. Dies bedeutete eine gewaltige Bürde für die jungen Flieger der Kriegsparteien.

So gering wie ihre Erfahrung war anfangs ihre Zahl: Im Westen, wo auch in der Luft die Hauptfront dieses Krieges liegen sollte, standen zu Beginn den 190 deutschen 162 französischen und 60 britische Flugzeuge gegen-

über. Neben unvermeidlichen Fehlleistungen standen dennoch spektakuläre Erfolge: Der kritische Südschwenk des äußersten rechten deutschen Flügels Richtung Marne war aus der Luft entdeckt worden, während Hindenburg seine Meinung über die eigenen Aufklärer in Ostpreußen auf eine kurze und prägnante Formel brachte: „Ohne Flieger kein Tannenberg!“

Dass die Westfront im Herbst 1914 erstarrte, war zumindest für die Fliegertruppen in gewisser Weise von Vorteil. Der Stel-

lungskrieg sorgte zwangsläufig für einen „Totalausfall“ des bis dahin noch immer wichtigsten Aufklärungsmittels: der Kavallerie. Nun ermöglichten allein Flieger und – in gewissen Grenzen – Fesselballons den Blick in die Karten des Gegners. Die optische Industrie insbesondere der Deutschen lieferte bald Kameras, die Bilder von ungeahnter Schärfe schossen: Um 1917 konnte man darauf noch aus 5000 Meter Höhe Fußabdrücke erkennen!

Angriffe bei Tag und Nacht

Seit der Einführung von leichten Funksendern um die Jahreswende 1914/15 war es außerdem möglich geworden, das Feuer der Artillerie präzise aus der Luft zu leiten.

Natürlich beließen es die Flieger nicht bei diesen eher passiven Aufgaben. Schon zu Beginn führten Besatzungen auf beiden Seiten zusätzlich kleine Bomben und sogenannte „Fliegerpfeile“ mit. Mit dem Erscheinen starker Motoren wuchs die Zuladung der Maschinen, sodass bei Tag wie auch bei Nacht regelmäßig Bombenangriffe auf feindliche Einrichtungen im Hinterland geflogen wurden. Mangels geeigneter Zielhilfen jedoch überwiegend mit eher geringem Erfolg.

Noch in den ersten Kriegstagen begann der strategische Luftkrieg gegen Städte jenseits der Front. Frühe Angriffe trafen beispielsweise Freiburg, Karlsruhe und Paris;

im Frühjahr 1915 begann der erste „Blitz“ über England, als die Deutschen mit geringen Unterbrechungen bis zum Sommer 1918 eine Luftoffensive gegen die Insel durchführten, zunächst unter sehr hohen Verlusten mit Luftschiffen, ab 1917 zunehmend auch mit mittleren und (einzelnen) schweren viermotorigen Bombern.

An der Front selbst erfolgte in der zweiten Kriegshälfte mit den Infanterie- und Schlachtfliegern eine weitere Spezialisierung. Erstere hatten die Aufgabe, bei Angriffen im Tieftstflug Kontakt mit der vordersten Linie aufzunehmen und deren Lage an die Kommandostellen weiterzumelden, während Letztere, mit Maschinengewehren und leichten Bomben bewaffnet, direkt in den Kampf eingriffen.

Flugzeug als „feste Größe“

So wurde das Flugzeug sehr rasch zur festen Größe im Stellungskrieg. Die Luftaufklärung war für die Planung von Angriffen bald ebenso unentbehrlich wie für deren Früherkennung. Die Artillerieflieger und Ballons leiteten zunächst das Vorbereitungsfeuer und hielten nach in Aktion tretenden Batterien des Gegners Ausschau, um die eigenen Geschütze auf sie einzuschießen. Aufklärung und Feuerleitung blieben den ganzen Krieg über die Haupttätigkeit der Luftstreitkräfte, denn sie dienten letzten Endes als Unterstützung für die Bodentruppen. Was das Bild des Luftkriegs im Ersten Weltkrieg frei-



ABGESTÜRZT: Zeitgenössische Fotopostkarte des hochdekorierten deutschen Jagdfliegers Oswald Boelcke (1891–1916), der während eines Luftkampfes über der Somme 1916 den Tod fand. Foto: picture-alliance/akg-images



MARTIALISCHER ANBLICK: Ein deutscher Jagdflieger in einem beheizbaren Anzug mit Gesichtsmaske, um ausreichend gegen Kälte geschützt zu sein. Foto: National Archives

STARTKLAR: Deutsche Jagdflugzeuge vom Typ Albatros D.III stehen auf einem Feldflugplatz zum Einsatz bereit. Foto: picture-alliance/akg-images

lich bis in unsere Tage am nachhaltigsten geprägt hat, war weniger der Kampf aus, als vielmehr der in der Luft.

Dieser begann schon in den ersten Tagen, als einige Besatzungen mit Gewehren (häufig vergeblich) versuchten, feindliche Maschinen anzugreifen. Im Oktober 1914 schoss dann ein französisches Flugzeug erstmals ein deutsches mit einem Maschinengewehr ab. Ein Beispiel, dem andere folgten, wenn auch nicht sehr viele, denn noch waren MG Mangelware. Dennoch stürzten Gerüchte, alle Franzosen seien jetzt derart bewaffnet, die deutschen Flieger in eine tiefe Krise, denn ihre Maschinengewehre waren für den Einsatz im Flugzeug ungeeignet. Bald wagte sich kaum noch eine deutsche Maschine über die Linien.

Erst als die Industrie im Frühjahr 1915 stärkere und mit einem leichten MG bewaffnete Maschinen lieferte, stabilisierten sie sich wieder. Sie veränderten im Sommer die La-

ge zu ihren Gunsten, als eine Geheimwaffe an die Front kam, die die alliierten Besatzungen rasch das Fürchten zu lehren begann: Der Fokker Eindecker, ein leichter Einsitzer, konnte dank einer speziellen Vorrichtung nach vorne durch seinen Propellerkreis feuern, ohne die Luftschraube zu beschädigen. Damit verband er in den Händen eines geübten Piloten eine bisher unerreichte Feuerkraft und Präzision.

Verklärte Jagdflieger

Die Propaganda auf beiden Seiten freilich hatte die Abschusserfolge der Jagdflieger längst aufgegriffen und verfolgte das Geschehen äußerst aufmerksam. Manfred von Richthofen und Oswald Boelcke auf deutscher Seite wurden ebenso wie Georges Guynemer oder Albert Ball bei den Alliierten, um nur einige wenige zu nennen, mit Ehrungen überhäuft und zu Kriegshelden hochstilisiert. Mit Romantik und Ritterlichkeit hatte

„Es gab niemanden an deiner Seite. Keinen, der mit einem jubelte, keinen, der sich um einen kümmerte, wenn man getroffen war. Man war allein. Man kämpfte allein und starb allein.“

Cpt. Norman MacMillan, Royal Flying Corps



GESPENSTISCH: Angriff deutscher Zeppeline. Besonders England war seit Anfang 1915 das Ziel der Luftschiffangriffe, die aber auf deutscher Seite mit hohen Verlustzahlen teuer erkauft und schließlich eingestellt wurden.

Abb.: picture-alliance/Süddeutsche Zeitung Photo

TRAGISCHES ENDE: Der französische Jagdflieger Georges Guynemer verzeichnete mehr als 50 Luftsiege, ehe er am 11. September 1917 bei einem Einsatz über Westflandern den Soldatentod fand.

Foto: picture-alliance/akg-images

HANDARBEIT: Der Schütze dieses Flugzeuges wirft speziell für diesen Zweck entwickelte Bomben auf Stellungen am Boden.

Foto: National Archives

die Wirklichkeit aber nichts zu tun. Ein wehrloser Gegner war ein gefahrloser und sicherer Abschuss, geschont wurde er meist nur dann, wenn er zur Landung auf eigenem Gebiet gezwungen werden konnte.

Verschärfung des Luftkrieges

Der Luftkrieg nahm indes immer weiter an Fahrt auf. Denn die Vorteile, den Gegner im entscheidenden Moment durch Ausschaltung seiner Luftstreitkräfte zu blenden, waren offenkundig. Spätestens seit dem Beginn der Verdunsschlacht 1916 war das Ringen um die Luftüberlegenheit integraler Bestandteil jeder größeren Kampfhandlung und nahm mitunter bedeutenden Einfluss auf deren Verlauf.

Im Frühjahr 1916 endete die „Fokker-Geißel“ mit dem Auftauchen neuer Jägertypen wie der fliegerisch deutlich überlegenen Nieuport 11. Als dann zu dieser Zeit den Al-



liierten ein verirrter Eindecker in die Hände fiel, war das Geheimnis gelüftet; nun wurde der Jäger endgültig zum Gejagten. Aus deutscher Sicht zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt: Von Beginn an beherrschten die Alliierten den Luftraum über der Somme, so dass kaum eine deutsche Maschine in die Nähe der feindlichen Linien gelangte.

In dieser kritischen Lage gelang Hauptmann Boelcke eine tiefgreifende Professionalisierung der deutschen Jagdfliegerei. Seinen Vorschlägen entsprechend (und teilweise französischem Vorbild folgend) wurden spezielle Jagdstaffeln zu zwölf Maschinen gebildet, die grundsätzlich im Verband flogen und kämpften. Ihre durchweg erfahrenen Piloten folgten mit der berühmten „Dicta Boelcke“ einem halboffiziellen Regelwerk über die Grundprinzipien des Luftkampfes, das bis heute weltweit fester Bestandteil der Ausbildung von Jagdpiloten ist.

Mit der Albatros D.II erhielten sie oben-dreien ein tödliches Werkzeug. Wendig, robust und schnell, besaß sie mit ihren mit dem Motor synchronisierten Zwillings-MG eine bis zu fünfmal höhere Feuerkraft als die alliierten Jäger. Als Boelcke Ende Oktober 1916 tödlich abstürzte, hatten die Jagdstaffeln das Blatt für einige Zeit gewendet. Während des „Bloody April“ 1917, dem Höhepunkt der deutschen Überlegenheit, verlor das Royal Flying Corps (RFC) 276 Flugzeuge, fünfmal mehr als die Deutschen.

Alliierte Überlegenheit

Dies war nicht zuletzt auf eine unterschiedliche Einsatzdoktrin der drei Hauptkontrahenten zurückzuführen. Die Deutschen, am Boden ohnehin seit Verdun stets in der Defensive und sich ihrer materiellen Unterlegenheit nur zu bewusst, beschränkten sich auch in der Luft auf einen möglichst kräftesparenden Einsatz, während der Oberbefehlshaber des RFC, Colonel Hugh Trenchard, von seinen Fliegern bedingungslos Selbstaufopferung im Zuge einer Daueroffensive ohne jede Rücksicht auf die Umstände verlangte. Die Aéronautique Militaire wiederum hielt es wie die Deutschen: Da das Heer nach den Meutereien vom Mai 1917 geschont wurde, sammelte sie ihre Kräfte für das Entscheidungsjahr 1918.

Im Sommer 1917 verloren die Deutschen dann die Oberhand. Die neuesten alliierten Jägertypen wie die SPAD S.VII oder Sopwith „Camel“ waren den Albatros D.V teilweise deutlich überlegen. Auch zahlenmäßig verschob sich das Kräfteverhältnis immer mehr zuungunsten der Deutschen. Manfred von Richthofen, Boelckes bedeutendster Schüler, fasste daraufhin im Sommer 1917 unter seiner Führung vier Jagdstaffeln zum Jagdgeschwader 1 zusammen, einem Elitaverband, der den Himmel über den Hauptschlachtfeldern freikämpfen sollte.

Mit dem Beginn der deutschen Frühjahrsoffensiven im Kriegsjahr 1918 trat der Luftkrieg in seine finale und furioseste Phase ein. Die Fliegerverbände beider Seiten wurden in eine rücksichtslose Abnutzungsschlacht geworfen: Die Entente büßte zwischen Januar und September 3723 Flugzeuge ein, die Deutschen dagegen „nur“ 1099 Maschinen. Doch die Alliierten verfügten noch immer über enorme Reserven. Die französische Gesamtstärke wuchs sogar bis November 1918 um 500 auf 3600 Frontmaschinen.

Thomas Gangl, M.A., Jg. 1970, verfasst als freier Autor Beiträge für verschiedene militärgeschichtliche Zeitschriften mit den Schwerpunkten Luftkrieg sowie Waffentechnik und Militärgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Literaturtipp

Morrow, John H.: The Great War in the air: Military aviation from 1909 to 1921. Shrewsbury 1993

Die bedeutendsten deutschen Militärflugzeuge 1914–1945



**Jetzt am
Kiosk!**

- Der Sonderband zum 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs
- Mit Portraits bekannter Piloten wie Manfred von Richthofen
- Ein Muss für historisch Interessierte und Modellbauer

FLUGZEUG CLASSIC Special – Heft 12
Militärflugzeuge des Ersten Weltkriegs

96 Seiten
Best.-Nr. 45398 € 9,90



FLUGZEUG CLASSIC
Special – Heft 7
Bomber, Aufklärer,
Transport- und Schul-
flugzeuge 1933–1945

96 Seiten
Best.-Nr. 45401 € 9,90



FLUGZEUG CLASSIC
Special – Heft 8
Zerstörer – Transporter –
Aufklärer –
Hubschrauber

96 Seiten
Best.-Nr. 45402 € 9,90



FLUGZEUG CLASSIC
Special – Heft 9
Bomber – Transporter –
Aufklärer – Hubschrauber
– Schulflugzeuge

100 Seiten
Best.-Nr. 45403 € 9,90



FLUGZEUG CLASSIC
Special – Heft 10
Projekte – Bomber
– Transporter
1933–1945

100 Seiten
Best.-Nr. 45404 € 9,90



FLUGZEUG CLASSIC
Special – Heft 11
Projekte – Bomber – Hub-
schrauber – Aufklärer –
Verbindungsflugzeuge

100 Seiten
Best.-Nr. 45405 € 9,90

Jetzt am Kiosk oder unter:
www.flugzeugclassic.de

„NICHT SCHIESSEN!": Diese Engländer begeben sich in deutsche Kriegsgefangenschaft. Die Kampfhandlungen sind für sie vorüber, doch sie blicken einer ungewissen Zukunft entgegen. Foto: picture alliance/Sueddeutsche Zeitung Photo

In der Hand des Gegners

Kriegsgefangene

In Gefangenschaft zu geraten, mag ein gnädigeres Schicksal gewesen sein als der Tod auf dem Schlachtfeld. Doch spielte es eine große Rolle, wer von wem in Gewahrsam genommen wurde.

Von Peter Andreas Popp

Der wohl berühmteste Kriegsgefangene des Ersten Weltkrieges sollte im Zweiten Weltkrieg zum „Retter Frankreichs“ werden und schließlich von 1958 bis 1968 das Amt des Staatspräsidenten der V. Französischen Republik bekleiden: Er hieß Charles de Gaulle und war zu Beginn der deutschen Offensive um Verdun in die Hand des Feindes geraten. Während seiner noch zweieinhalb Jahre dauernden Kriegsgefangenschaft erwies er sich mit fünf missglückten Fluchten zumindest als „angehender Ausbrecherkönig“. Er galt als so agil, dass er schließlich in Fort IX der Festung Ingolstadt verbracht wurde: dem am besten gesicherten Kriegsgefangenenlager im Deutschen Reich. In Gefangenschaft erlernte er die Sprache des „Erbfeindes“, was ihm zu einem viel späteren

Zeitpunkt, nämlich bei seinem berühmten Deutschlandbesuch 1962, die Herzen der Deutschen öffnen sollte.

Ein anderer, wohl nicht minder bedeutender Kriegsgefangener auf deutschem Boden war der General und spätere polnische Staatspräsident Józef Piłsudski. Ab dem 20. Juli 1917 war er in Magdeburg interniert, nachdem er den Treueeid gegenüber dem Deutschen Kaiser als Angehöriger der von deutschen Gnaden eingerichteten und der Obersten Heeresleitung direkt unterstellten „Polnischen Wehrmacht“ (Polska Siła Zbrojna) verweigert hatte.

Beide Persönlichkeiten waren nach dem Ersten Weltkrieg – untertrieben formuliert – nicht gerade Freunde Deutschlands. Dies freilich resultierte weniger aus den rechtli-

chen Umständen der Kriegsgefangenschaft. Als Offiziere wurden beide gegenüber Mannschaftsdienstgraden und Unteroffizieren bevorzugt. Zur Außenarbeit, auch zunehmend Zwangsarbeit ab 1916, wurden Offiziere nicht herangezogen.

Gefangene als Kriegsressource

Die deutsche Kriegswirtschaft litt seit spätestens 1916 unter einem eklatanten Mangel an Arbeitskräften. Zwangsrekrutierte zivile Arbeitskräfte aus Belgien wie auch aus Polen und Russland wurden daher eingesetzt. Rückblickend lässt sich feststellen, dass deutscherseits hinsichtlich des Umgangs mit Zwangsarbeitern Verfahren im Ersten Weltkrieg eingeübt worden sind, die im Zweiten Weltkrieg unter nationalsozialistischen Vor-

zeichen eine brutale Perfektionierung erfahren sollten. Das galt insbesondere für die Behandlung von Osteuropäern.

Der personelle Bedarf in Industrie und Landwirtschaft konnte durch Zwangsarbeiter nicht gestillt werden. Kriegsgefangene machten in Deutschland daher den größten Teil der ausländischen Arbeitskräfte aus. Die Gefangenen aus westlichen Staaten wurden vorwiegend Industriebetrieben an Rhein und Ruhr zugeführt, Russen und Polen hingegen fanden in der Landwirtschaft Verwendung. Letztere bot den Betroffenen ein höheres Maß an individueller Freiheit.

Völkerrechtlich war der großflächige Einsatz von Kriegsgefangenen als Ersatz für Arbeitskräfte nicht abgedeckt. Die Genfer Konvention zum Schutz verwundeter und kranker Soldaten sowie des Sanitätspersonals (1864/1906) in Kombination mit der Haager Landkriegsordnung von 1899 mit ihren Ergänzungsbestimmungen von 1907 (hier Artikel 7) bildete die juristische Basis, dass Kriegsgefangenschaft zu einer Form moderner Leibeigenschaft entartete. Jeder Gefangene war danach „mit Menschlichkeit“ und „in Beziehung auf Nahrung, Unterkunft und Kleidung auf demselben Fuße zu behandeln wie die Truppen der Regierung, die sie gefangen genommen hat“.

Die Wirklichkeit sah aufgrund der prekären Ernährungssituation, der hygienischen Missstände, des mitmenschlichen Umgangs und der revolutionären Umbruchssituation einiger Staaten (hier rangierte Russland immer negativ an erster Stelle!) sowie der



DEM GEGNER AUSGELIEFERT: Dieser deutsche MG-Schütze wird von britischen Infanteristen während der Kämpfe um Croisilles gefangen genommen. Foto: picture alliance/akg

überall vorhandenen ressentimentgeladenen Stimmung infolge der Kriegspropaganda anders aus. Als besonders krasses deutsches Negativbeispiel sei Wilhelm II. angeführt. Er plädierte vor dem Hintergrund des Hungerwinters 1915/16, russische Kriegsgefangene dem Wattenmeer der Nordseeküste auszusetzen, um auf diese Weise unnütze Esser loszuwerden.

Schützende Hände

Dem barbarischen Vorschlag folgte die militärische Führung des Reiches zum Glück nicht. Beschämende Tatsache ist, dass ohne das Internationale Komitee des Roten Kreuzes,

ohne den Vatikan und ohne die Diplomatie einiger neutraler Staaten (Niederlande, Schweiz, Spanien und bis 1917 die USA) als Schutzmächte der Kriegsgefangenen deren Los überall erheblich schlimmer gewesen wäre. So scheiterte Gefangenenaustausch – in früheren Kriegen gängige Praxis – allzu oft an militärischen Überlegungen im Sinne des total zu führenden Krieges. Austausch bzw. Internierung von Kriegsgefangenen in Drittländern betraf nur Invalide und Schwerverwundete.

Vorwurf: Verräter

Das größte Kriegsgefangenenlager auf deutschem Boden befand sich übrigens dort, wo sich heute der Vergnügungspark „Heidepark Soltau“ erstreckt. Es fasste über 70 000 Inassen. Und dieser fast vergessene Umstand beweist, welches Nicht-Thema „Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg“ lange Zeit darstellte. In Italien und Frankreich galten Kriegsgefangene lange als Quasi-Vaterlandsverräter. Überhaupt ließ die Rückführung der Kriegsgefangenen hinsichtlich der russischen und deutschen Soldaten erheblich auf sich warten. Die russischen Soldaten konnten wegen Revolution und Bürgerkrieg erst 1922 rückgeführt werden. Die deutschen Kriegsgefangenen wurden erst mit der Ratifizierung des Versailler Vertrages ab Januar 1920 aus alliierterem Gewahrsam entlassen, zuvor wurden sie auf Geheiß von Marschall Foch bei Wiederaufbauarbeiten im kriegszerstörten Nordfrankreich eingesetzt und dort den Anfeindungen der Zivilbevölkerung bewusst ausgesetzt.

Hinsichtlich des Loses der Kriegsgefangenen offenbart sich eine Kontinuitätslinie vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg: Kriegsgefangene galten im Ersten Weltkrieg immer weniger als militärisches Sicherheitsproblem. Sie wandelten sich hingegen zur industriellen Reserve im industrialisierten „totalen“ Krieg.

Differenzierung ist freilich geboten hinsichtlich der Kriegsgefangenenkultur unter dem Aspekt praktizierter Rechtlosigkeit seitens des Gewahrsamsstaates. Bezüglich der Behandlung russischer Kriegsgefangener durch Deutsche und deutsch-österreichischer Kriegsgefangener durch Russen tun sich im Ersten Weltkrieg perspektivisch „schlimme Vorahnungen“ auf. Zwingend allerdings ist dieser Befund nicht, wie das Beispiel der Gewahrsamsmacht Japan zeigt: Es bedeutete einen erheblichen Unterschied an Lebensqualität, ob ein deutscher Soldat während des Ersten Weltkrieges in japanische Kriegsgefangenschaft geriet, oder ob ein anglo-amerikanischer Soldat dieses Schicksal im Zweiten Weltkrieg teilen musste. ■

HINTERGRUND Kriegsgefangene in Zahlen

Ungefähr sechseinhalb bis acht Millionen Soldaten gerieten während des Ersten Weltkrieges in Gefangenschaft. Das sind circa zehn Prozent aller Mobilisierten. Die Zahlenangaben und Statistiken sind allerdings nicht genau – jede Nation war bestrebt, Angaben „schönzurechnen“. Dies gilt insbesondere für die in Kriegsgefangenschaft verstorbenen Soldaten. Ende 1918 befanden sich laut Statistiken aus der Zwischenkriegszeit 328 000 deutsche Soldaten in britischer, 350 000 in französischer und 2,25 Millionen überwiegend österreichisch-ungarische Soldaten in russischer Gefangenschaft. Auf dem Gebiet des Deutschen Reiches befanden sich im Oktober 1918 2,4 Mio. Kriegsgefangene aus insgesamt 13 Staaten. Das Gros davon bildeten Angehörige der russischen Armee (1,4 Mio.), gefolgt von französischen Soldaten (ca. 500 000). Die Zahlenangaben für die in Deutschland verstorbenen Kriegsgefangenen geben trotz der jeweiligen „Bandbreite“ zu denken: bei den britischen und französischen Gefangenen

rangieren die Todesraten zwischen drei und 3,5, für russische, italienische und serbische Gefangene hingegen zwischen 5,4 und 6,5 Prozent. Im Fall der italienischen Landsleute fand sich der italienische Staat nicht bereit, Lebensmittellieferungen zu gestatten.



MILLIONENFACHES SCHICKSAL: Wie unzählige Soldaten aller kriegführenden Nationen wurden diese deutschen Soldaten in Lagern des Gegners (in diesem Fall ein französisches) interniert.

Foto: picture alliance/akg

Heimatfront, Klassenkampf und Kriegswirtschaft

Eine Gesellschaft im Ausnahmezustand

Es gab in der deutschen Geschichte nach beiden Weltkriegen einen Sehnsuchtsort: die „gute alte Zeit“ des Kaiserreiches von 1871–1914. Doch vor Stilisierung sei gewarnt: Es war eine materialistisch orientierte Klassengesellschaft.

Von Peter Andreas Popp

Thomas Mann hatte diese brüchige Gesellschaft in seinem Roman „Die Buddenbrocks“ brillant beschrieben. Von ihm stammte auch der Ausdruck „General Dr. von Staat“. Und damit war haargenau das gesellschaftspolitische Ideal des deutschen Bürgertums erfasst.

Klassengesellschaft bedeutet nicht unbedingt „Klassenkampf“: Die Arbeiterschaft war zunehmend in das wilhelminische Deutschland hineingewachsen. Von der außergewöhnlichen technischen und ökonomischen Dynamik profitierte auch sie am stetig wachsenden Wohlstand der seit 1900 zweitstärksten Industrienation. Das Deutsche Kaiserreich mit seinen 67,8 Millionen Einwohnern im Jahre 1914 wies die höchste Dynamik auf allen Politikfeldern in Europa auf. Waren die nach außen gerichteten Kräfte stärker als die nach innen gerichteten Kräfte? Hinsichtlich des Verhältnisses von städtischen und ländlichen Regionen wies Deutschland jedenfalls eine deutliche Polarisierung auf. Doch der Grad der Urbanisierung wuchs rasant und übertraf erheblich den des westlichen Kontrahenten Frankreich.

Mit dem zunehmend wichtiger werdenden tertiären Sektor – Handel und Dienstleistungen – formierte sich spätestens seit 1900 eine neue Schicht: die der Angestellten. Ihr Wohl und Wehe hing ganz entscheidend von der Mehrung der Kaufkraft der Deutschen, überhaupt von der ökonomischen Ver-

flechtung der immer massiver exportorientierten deutschen Wirtschaft ab. Angestellte wie auch Facharbeiter wollten nicht proletarisieren werden.

Die deutsche Gesellschaft vor 1914 bildete noch eine Klassengesellschaft, doch sie

verkörperte eine dynamische Gesellschaft in einer eigenartigen Mischung von Großmannssucht, Zukunftsängsten und Technikgläubigkeit.

Riesige Produktionsschlachten

Soweit die Kurzbeschreibung des Ist-Zustandes unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges. Denn eine der zentralen Fragestellungen der deutschen Sozialgeschichtsforschung im Angesicht des nun bevorstehenden „Großen Krieges“ lautet: Hat dieser Krieg gesellschaftliche Entwicklungen beschleunigt, die vor 1914 bereits angelegt waren, oder hat er gesellschaftliche Entwicklungen erzeugt, die vor 1914 undenkbar bzw. schwer vorstellbar waren? Wenn man die deutsche Gesellschaft nach 1919 betrachtet, so steht eines jedenfalls fest: Der deutsche Nationalstaat existierte in gebietsmäßig amputierter Form weiter, die Throne waren mit der Revolution von 1918/19 gestürzt, und die Sicherheit war dahin. Die Gesellschaft der ersten deutschen Demokratie verkörperte eine Klassengesellschaft mit stetig wachsender Polarisierung und – betrachtet man den wachsenden Einfluss politischer Extremisten – eine Gesellschaft, die, abhängig von der nahen künftigen ökonomischen Entwicklung, einer Bürgerkriegssituation zusteuerte. Deutschland war vor 1914 kein



**KAMPFFRONT UND HEIMATFRONT
VERSCHMELZEN:** Durch Kriegsanleihen wurde vergeblich versucht, die Kosten der Kriegführung zu decken.
Plakat von Fritz Erler, 1917.

Abb.: picture-alliance/Mary Evans Picture Library

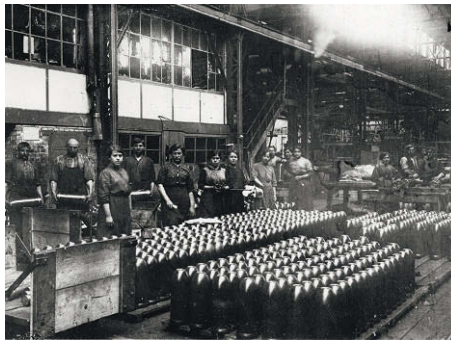
harmonisches Land, nach 1919 war es das weniger denn je. Und dazwischen liegt bekanntlich der Erste Weltkrieg.

Auf einen länger dauernden Krieg jedenfalls war Deutschland Anfang August 1914 in logistischer und volkswirtschaftlicher Hinsicht überhaupt nicht vorbereitet. Die Umstellung auf Kriegswirtschaft erfolgte in kürzester Zeit. Bereits im Oktober 1914 waren alle Munitionsbestände aufgebraucht. Die militärische Bedarfsdeckung war auf die laufende Produktion angewiesen. Dasselbe gilt für die personellen Ressourcen: Den ganzen Krieg hindurch war der chronische Mangel an qualifizierten Facharbeitern eine volkswirtschaftlich fixe Größe. Die Industrie in der Heimat wurde zur Heimatfront, wo Produktionsschlachten für den eigentlichen Kriegsschauplatz geschlagen wurden – nicht nur durch Männer, sondern auch durch Frauen.

Zum totalen Krieg gehörten an der „Heimatfront“ auch die Auswirkungen der alliierten Blockade. Dieser fielen in Kombination mit der spanischen Grippe bei Kriegsende zwischen 1914 und 1918 etwa 800 000 Zivilisten zum Opfer. Protest in der Bevölkerung kam in den urbanen Regionen forciert ab dem Steckerübenwinter 1916/17 auf. Ob die exorbitant hohe Zahl der zivilen Opfer des Krieges in Deutschland mit dem Verdikt „bewusstes Aushungern der Deutschen durch die Engländer“ zutreffend erfasst ist, darüber streiten Historiker. Das sogenannte Hindenburgprogramm von Ende August 1916 erwies sich als absolut utopisch. Es zielte auf eine Verdoppelung der Munitionsproduktion und eine Verdreifachung der Zahlen bei der Herstellung von Geschützen und Maschinengewehren bis Frühjahr 1917 in Kombination mit Sonderzuteilungen an Lebensmitteln für die Industriearbeiterschaft.

Kein „Kriegssozialismus“

Waffentechnisch war die Munitionskrise des Herbstes 1914 durch das Haber-Bosch-Verfahren, d. h. durch synthetische Herstellung von Salpeterminerale, gemeistert worden. Doch jenseits davon wurden „Ersatz“ und „Rationierung“ zu den Schlüsselwörtern der deutschen Kriegswirtschaft. Was die kriegs-



GANZ AUF KRIEG EINGESTELLT: Arbeiter – und Arbeiterinnen (!) – in einer Fabrik zur Munitionsherstellung, 1915. Wirtschaft und Gesellschaft wurden in einem bisher nicht dagewesenen Grad in den Krieg einbezogen.

Foto: picture-alliance/akg-images

notwendigen Rohstoffe anbelangt, so erfolgte zur Jahreswende 1914/15 deren allgemeine Bewirtschaftung durch Gründung von Kriegsrohstoffgesellschaften unter Aufsicht des preußischen Kriegsministeriums. Die Namen Walther Rathenau und Wichard von Moellendorff sind hier besonders zu nennen. Nur: Rathenau konnte sich mit seinen Vorstellungen einer zentralen Gesamtbewirtschaftung knapper Güter durch staatliche Instanzen nicht durchsetzen.

Hingegen setzten sich die Interessen der Schwerindustrie (und ostelbischen Großagrarien) durch. Mehrheitlich wollten die Unternehmer von staatlicher Lenkung nichts wissen. Der Kriegsausschuss der deutschen Industrie verfügte mittels erfolgreicher Lobbyarbeit im parlamentarischen und militärischen Raum über weitaus größeren Einfluss auf die wirtschaftliche Entscheidungsfindung als alle Planvorgaben des Reichsamts des Inneren, des Kriegsministeriums und die zur Abwicklung aller Heeresaufträge seit 1916 bestehende Zentral-Einkaufsgesellschaft zusammen.

Von einer Kriegswirtschaft als „Kriegssozialismus“ blieb das Deutsche Reich also weit entfernt. Vielmehr lag eine eigenartige Kombination des kapitalistischen Wirtschaftens mit staatlich-bürokratischer, unkoordinierter Wirtschaftslenkung nach der Devise „Hü-

nd Hott“ vor. Daran änderte auch das bereits erwähnte Hindenburgprogramm nichts, welches mittels Schließung von „kriegsunwichtigen Betrieben“ und Einrichtung eines „vaterländischen Hilfsdienstes“ auf die Kaserne der Industriearbeiterschaft zielte. Das Hindenburgprogramm polarisierte vielmehr die deutsche Gesellschaft und wirkte kontraproduktiv.

Gold für Eisen

Die deutsche Kriegsgesellschaft wies ab 1917 deutliche Erosionserscheinungen auf, ablesbar auch am Autoritätsverlust der Elterngeneration gegenüber jungen Leuten und am wachsenden Protest in der von Hunger- und Schwarzmarkt geprägten Heimat. Dass von den „Ideen von 1914“ im Sinne der Beschwörung der zur Verteidigung bereiten Deutschen als „Volksgemeinschaft“ bereits bei nüchterner Anwendung der Finanzmathematik nicht die Rede sein konnte, belegt die Methodik der Kriegsfinanzierung: Sie geschah auf Pump, mit Taschenspielertricks und zu Lasten breitester patriotisch wirklich gläubiger Menschen aus den mittleren und unteren Einkommensschichten des Volkes.

Der Appell an die patriotische Gesinnung wurde mittels der Parole „Gold gab ich für Eisen“ durchgeführt. Und so blieb der Außenwert der Reichsmark während des Krieges erstaunlich stabil. Bei Kriegsende besaß sie etwa 70 Prozent des Vorkriegswertes. Doch dies war der nominale, nicht der reale Wert. Es bestand nämlich eine schwebende Schuld seitens des Reiches durch dramatisch angestiegene Ausgaben für die Kriegsführung und durch indirekte Lasten wie Unterstützungsleistungen für Familien der im Felde stehenden Soldaten und Invaliden. Steuern waren bis Ende 1916 nicht erhöht worden – von Beginn an sollten die Kriegskosten durch einen Siegfrieden gedeckt sein.

Diese Mär wirkte bis ins Jahr 1918. Doch Deutschland war seit Mitte 1916 nicht mehr fähig, eine auch nur annähernde Deckung auf dem Weg der Kriegsanleihen zu erreichen. Erst jetzt wurden besondere „Kriegssteuern“ eingeführt: eine maßvolle Umsatzsteuer, die Besteuerung von Luxusgütern, eine Kohlensteuer. In Summe wurden nur 14 Prozent der Kriegskosten steuerlich gedeckt. Bis 1918 entstand eine aufwendig kaschierte Geld- und Kreditinflation, die den bescheidenen Wohlstand breiter Volksschichten im Kern erodieren ließ. Sie fand ihre Fortsetzung bis 1920/21 durch die Umstellung auf Friedenswirtschaft und Demobilisierung. Ab Mai 1921 sollte daraus eine galoppierende Inflation werden, die in die Hyperinflation des Jahres 1923 mündete. ■

„Stoßt an: Ein Hoch dem deutschen Reich! / An Kühnheit reich, dem Adler gleich / Mög's täglich neu sich stärken. / Doch Gott behüt's vor Klassenhass, / und Rassenhass, und Massenhass / und derlei Teufelswerken!“

Prophetische Aufschrift eines einfachen Emailleschildes (vor 1914), Exponat des Armeemuseums Ingolstadt

Gewinnt Deutschland den Krieg?

Sinnvolles Szenario oder gescheitertes Gedankenexperiment?

Von Peter Andreas Popp

Der Erste Weltkrieg bedeutet eine intellektuelle Herausforderung allein deshalb, weil er mit etwa neun Millionen getöteten Soldaten und sieben Millionen getöteten Zivilisten eine Größenordnung von Menschenhand verursachten Schreckens erschloss, die bis 1914 jenseits aller Vorstellung lag. Er beendete das „lange 19. Jahrhundert“. Dieses hob an mit der Französischen Revolution und repräsentiert das Zeitalter der Nationalstaaten. Mehr noch, es steht für das imperiale Ausgreifen europäischer Großmächte unter dem Vorzeichen der industriellen Revolution und für die Ablösung der ständischen Gesellschaft durch die Klassengesellschaft. Aus der Perspektive des Jahres 1900 sollte das 20. Jahrhundert ein „Goldenes Zeitalter“ einläuten.

Es kam ganz anders, nämlich so, wie es der österreichische Dichter Franz Grillparzer bereits 1849 prognostiziert hatte, indem er feststellte: „Der Weg der neuern Bildung geht von der Humanität [gemeint ist das Gedankengut der Aufklärung] durch Nationalität zur Bestialität.“ Der Erste Weltkrieg eröffnete ein zutiefst amoralisches Jahrhundert, ein Jahrhundert humanitärer Katastrophen. Dafür steht „Auschwitz“ als Chiffre für den industriellen Völkermord. Dafür steht „Hiroshima“ als Chiffre für die Selbstvernichtungsfähigkeit der Menschheit durch Atomwaffen. Dafür stehen tota-

litäre Systeme im Zeichen von Nationalsozialismus und Sowjetmarxismus – die Hölle auf Erden unter dem Vorzeichen, ein – vermeintliches – Paradies zu schaffen. Das 20. Jahrhundert sollte zwar mit der Überwindung des Ost-West-Konfliktes und dem Siegeszug der Demokratie enden. Doch die Gefahr des Scheiterns für die Demokratie nach diesem „Zeitalter der Ideologien“ ist größer als die des Erfolges: Es hängt ab von der Überwindung des Nord-Süd-Gegensatzes, der künftigen Orientierung Chinas und der Regenerationsfähigkeit der Demokratie selbst im Zeichen fundamentalistischer und ökologischer Gefährdung.

Alternative Welten

Ohne den Ersten Weltkrieg wäre das 20. Jahrhundert anders verlaufen. Dieser „Große Krieg“ übt, eben weil er Menschenwerk darstellt, gerade deshalb eine besondere Faszination auf Historiker aus. Er gibt Anlass, die Überlegung anzustellen, wie das 20. Jahrhundert verlaufen wäre, wenn es (1) entweder diesen Krieg nicht gegeben hätte oder (2) dieser Krieg in einer anderen Siegerkonstellation geendet hätte. Zwei Historiker stehen exemplarisch für dieses kontrafaktische, also gegen die Tatsachen gebürstete Gedankenexperiment virtueller Geschichtsschreibung: Niall Ferguson und Alexander Demandt. Ferguson ist der Auffassung,

dass Großbritannien als Weltmacht jedenfalls nicht so schnell von der Bühne abgetreten wäre, wenn es nicht in den Ersten Weltkrieg eingetreten wäre. Deutschland räumt er gar die Fähigkeit ein, als ökonomisch und militärisch dann führende Macht Europas die Einheit des Kontinents zu schaffen. Das Britische Empire hätte dies nicht zu fürchten brauchen, im Gegenteil. Dass Deutschland sich zum „Manager Europas“ mausern würde, klingt sehr aktuell. Demandt formuliert demgegenüber weniger virtuell, das heißt tatsachenorientierter:

- (1) Ohne den Ersten Weltkrieg kein rascher Aufstieg der USA.
- (2) Der Krieg, der die Weltgeltung Deutschlands beweisen sollte, beendete die Weltgeltung Europas.
- (3) Ohne den Ersten Weltkrieg keine totalitären Gesellschaftsexperimente in Ost- und Mitteleuropa, also kein Hitler und Stalin.

Um eines gleich festzuhalten: Kontrafaktische Geschichte ist keine Spinnerei. Sie kann demjenigen, der sich seriös mit ehemaligem Geschehen auseinandersetzt, den Sinn dafür schärfen, wie und was man künftig aus der Geschichte lernen kann. Nur sollte man dabei immer differenzieren, indem man sich folgende Grundfragen des Historikers (lt. Thomas Nipperdey) immer vergegenwärtigt: (1) Was wissen wir tatsächlich? (2) Was ist wahrscheinlich? (3) Was ist denkbar? Kontrafaktische Geschichtsbetrachtung ist dann oszillierend anzusiedeln zwischen den Fragen (2) und (3); aber immer so, dass die Phantasie nicht mit einem durchgeht.

Andere Lebenswege

Personenbezogene Überlegungen sind durchaus reizvoll. Wie wäre Wilhelm II. in die Nachwelt eingegangen, wenn er eines natürlichen Todes im Jahre 1913 gestorben wäre? Mit größter Wahrscheinlichkeit nicht als „Wilhelm der Letzte“, sondern als sympathischer „Volkskaiser“, zweifellos ein bisschen vorlaut und schrullig, aber doch immer am Puls des technikorientierten deutschen Volkes. Eine geglückte Synthese aus „Technikfreak“ und traditionsorientierter preußischer Herrscherpersönlichkeit. Oder was wäre aus einem Adolf Hitler geworden, der 1913 aus Abneigung gegen das Habsburger Reich München als seine Wahlheimat erkoren hatte? Ohne den Krieg vielleicht ein erfolgreicher Werbegrafiker, vielleicht sogar mit eigener Firma, die ohne den durch den Krieg zerstörten Massenwohlstand vielleicht sogar expandiert wäre – auch dank guter Aufträge von – Vorsicht, Ironie! – „jüdischen“ Warenhausbesitzern ...

Sind es handelnde Personen oder sind es Strukturen, die 1914 zum „Großen Krieg“ führten? Beides, wenngleich die Zahl der handelnden Akteure – das zeigt Christopher Clark sehr deutlich auf – sich in einer überschaubaren Größe hält. Sie waren „Schlafwandler“. Sie

nahmen Risiken billigend in Kauf, das heißt, sie handelten grob fahrlässig. Und sie agierten sogar so, dass „grobe Fahrlässigkeit“ von den Konkurrenten als „Vorsatz“ interpretiert werden konnte und auch so interpretiert wurde. Damit entpuppten sich manche der Schlafwandler als Trautänzer. Der „Große Krieg“ beruhte auf einem GAU. Probleme, welche – jedes für sich genommen – irgendwie zu lösen gewesen wären, kamen in der Julikrise 1914 zusammen. Sie bildeten ein unentwirrbares Knäuel (siehe Kasten).

Dieser „gordische Knoten“ konnte dann nur durch den Krieg zerschlagen werden. Clark wie Ferguson konstatieren, dass der Krieg zum Weltkrieg wurde infolge des Kriegeintritts Großbritanniens.

Der Krieg findet nicht statt!

Halten wir kurz inne: Zum Kriegeausbruch wäre es nicht gekommen, wenn Großbritannien und das Deutsche Reich miteinander bereits weit im Vorfeld harmonisiert hätten. Das bedeutet nicht unbedingt deutsche Juniorpartnerschaft gegenüber Großbritannien, sondern nüchterne Güterabwägung beiderseits, auf dass es sinnvoller für beide sei, die Julikrise 1914 gemeinsam zu lösen. Dass dies möglich war, hatte Bismarck 1878 (Berliner Konferenz) und 1885 (Kongo-Konferenz in Berlin) bewiesen. Entscheidend von deutscher Seite wäre allerdings die frühe Beachtung folgender Punkte gewesen:

- Keine wilhelminische Außenpolitik, sondern Außenpolitik in Fortführung Bismarck'scher Prinzipien (Stichwort: Gleichgewicht!) mit dem Ziel der Vertrauensbildung und Verlässlichkeit. Nicht Wilhelm II., sondern sein Vater Friedrich III. wäre die Idealbesetzung dafür gewesen.

HINTERGRUND

Die Krieursachen

- Deutsche „Weltpolitik“ („Platz an der Sonne“ – Flottenrüstung in Konkurrenz zu England)
- Deutsch-englische Rivalität
 - › Flotte
 - › Kolonien
 - › Nahost-Politik („Berlin-Bagdad“)
- Nationalitätenproblem und Systemkrise in Österreich-Ungarn
- Antagonismus Deutschland – Frankreich
- Franko-russische Entente: Deutschland zwischen zwei Fronten
- Wirtschaftliche Konkurrenz (unter Einschluss der USA) im Zeitalter des Imperialismus
- Wettrüsten und Imperialismus
- „Fin de siècle“-Stimmung im europä-

- ischen Bürgertum, besonders in Deutschland
 - › Ende des bürgerlichen Zeitalters
 - › Furcht vor Anarchie und Sozialismus
 - › Furcht vor der „russischen Dampfwalze“
 - › Sehnsucht nach alternativem Lebensstil, der durchaus geprägt ist durch den Faktor „Gewalt“
- Denkmuster, dass der Krieg „eine unabänderliche Notwendigkeit“ sei
- Russischer Panlawismus
- Endzeitstimmung in den bürgerlichen Gesellschaften um 1900, verbunden mit Zukunftsangst
- Chauvinistischer (= äußerst extremer) Nationalismus
- Balkankrise und „Sarajevo“



**HISTORISCHE
ALTERNATIVE: Ein
Deutscher Durch-
bruch während der
Michael-Offensive
lässt die französi-
sche Front komplett
einbrechen ...**

Zeichnung: Giuseppe Rava/
www.g-rava.it

- Weise Selbstbeschränkung des Deutschen Reiches nach dem Motto „Weniger ist mehr“. Das heißt konkret: keine Verengung des Faktors „Macht“ auf das Militärische, sondern Betonung des Faktors „Wirtschaft“.
- „Atlantische Option“ der deutschen Außenpolitik, das heißt, Einbeziehen der USA ins außenpolitische Kalkül.
- Das Anbieten einer attraktiven Option für die slawischen Völker, z. B. im Sinne der Modernisierung des Kontinents. Die Schwierigkeit lag hier freilich in den Ambitionen österreichisch-ungarischer und auch russischer Großmachtpolitik.
- Innenpolitisch: eine Transformation des Reiches zur parlamentarischen Monarchie einschließlich des weiteren Ausbaus von Sozialstaatlichkeit und Bundesstaatlichkeit.

England bleibt neutral

Unter welchen Umständen trat Großbritannien in den Krieg ein? Offiziell war es der völkerrechtswidrige Einmarsch deutscher Truppen in Belgien. Das war in der Tat – frei nach Talleyrand gegenüber Napoleon – nicht

ein Verbrechen, sondern ein Fehler, der sich in Versailles 1919 dann bitter rächen sollte. Man muss aber beachten, dass die Verletzung der belgischen Neutralität auch von französischer Seite beabsichtigt war. Unter der Prämisse, dass Deutschland – wandelnd auf den Spuren Friedrichs des Großen – präventiv agierte, um sich offensiv aus seiner Mittellage heraus zu verteidigen, war Großbritannien unter den gegebenen Umständen herausgefordert. Grundüberlegung britischer Gleichgewichtspolitik beruht(e) bislang immer auch darauf, wer die Scheldemündung unter Kontrolle hat.

Ausgehend von der Annahme, dass der Schlieffen-Plan hätte erfolgreich umgesetzt werden können, wäre ein britisches Nichteingreifen 1914 nur dann geschehen, wenn die britische Politik die französisch-russische Allianz von 1892/94 als ureigenste Bedrohung der eigenen Machtstellung empfunden hätte – und nicht das Wilhelminische Deutschland. Dies war nicht der Fall. Aus deutscher Perspektive war der Schlieffen-Plan „alternativlos“. Frankreich wäre nicht wie 1870 niederzuringen gewesen. Und Moskau sollte – überspitzt formuliert – in Paris geschlagen werden. Nur eine strikt defensive sicherheitspolitische Gesamtkonzeption, das heißt, wirkliches strategisches Denken unter Bruch traditionellen, preußischen, operativen bzw. taktischen militärischen Denkens, hätte ein britisches Eingreifen fragwürdig gemacht. Aus Perspektive der 1. OHL war dies „va banque“, also nicht der geeignete Weg einer minimalen Siegesoption.

Vier Varianten

Lassen wir die Überlegung außer Acht, „wie neutral“ sich Großbritannien verhalten hätte – wohlwollend neutral gegenüber Deutschland oder wohlwollend gegenüber Frankreich. Vielleicht hätte es, wie Italien, etwas später in den Krieg eingegriffen? 1870 griff es nicht in den deutsch-französischen Krieg ein, weil Bismarck Nordfrankreich nicht unter deutsche indirekte, geschweige denn direkte Kontrolle bringen wollte und deutsche Truppen in Paris nicht einmarschierten. Im britischen Kalkül lag nicht, Österreich-Ungarn dabei zu helfen, sich in ein Balkan-Commonwealth umzugestalten und so Südosteuropa zu stabilisieren. Kein Wunder, das britische Weltreich selbst war noch ein Empire (kein Commonwealth!) und Irland war noch keine Republik. Großbritannien trat also in den Krieg ein und machte ihn damit zum Weltkrieg. Unter welchen Umständen hätte Deutschland siegen können?

Variante 1: 1914

Ein rascher deutscher Sieg gemäß dem Schlieffen-Plan über Frankreich, noch bevor britische Truppen in nennenswertem Umfang auf dem europäischen Festland gelandet waren, wäre gegeben gewesen, wenn (1) der Schlieffen-Plan uhrwerksgleich funktioniert hätte, (2) die belgische Bevölkerung deutsche Truppen als Befreier begrüßt hätte, (3) eine deutsche maritime Verteidigung der Küste Flanderns wirklich gegeben gewesen

wäre und deutsche Truppen von See aus an der französischen Atlantikküste hätten anlanden können. Begleitend dazu hätten – dies gilt dann erst recht für das Kriegsjahr 1915 – österreichische Truppen ein raumgreifendes Vordringen russischer Heere im Karpatenraum eigenständig vereiteln müssen. Ein strukturelles Handicap für das Deutsche Reich war immer die Schwäche des österreich-ungarischen Bündnispartners. Er konnte den ganzen Krieg hindurch nur durch Hilfe deutscher Truppenkontingente vor einer Niederlage bewahrt werden. Kräfte waren damit gebunden, die im Westen fehlten. Ende August 1914 wurden von den Deutschen zwar zwei russische Armeen im ostpreußischen Seengebiet zerrieben. Es mangelte im Osten aber an einer militärischen Gesamtstrategie. Dass Russland nicht niederzuringen war durch einen Marsch auf Moskau, hatte bereits Napoleon bewiesen. Wie also Russland neutralisieren, nachdem ein Sieg über Frankreich 1914 nicht realisiert werden konnte? Die Antwort auf diese Frage sollte 1917 gefunden werden, indem das Deutsche Reich Lenins Revolutionäre finanzierte und dann die Geister, die es gerufen hatte – gleich Goethes Zauberlehrling –, nicht mehr los wurde.

Variante 2: 1915/1916

Danach hätte ein deutscher Sieg bis zum Spätsommer 1916 erreicht werden müssen. Konkret hätte es bedeutet, dass das Russische Reich unmittelbar nach der Brussilow-Offensive (Juni/Juli 1916) kollabiert wäre und Italien als alliierter Kriegspartner marginalisiert worden wäre. Dieser Part hätte Österreich-Ungarn zu kommen müssen. Da dies tatsächlich nicht eingetreten ist, war alles von drei Schlachtfeldern abhängig.

(1) Seeschlacht im Skagerrak (Mai 1916): Hier hätte die kaiserliche Marine wirklich im strategischen Sinne siegen müssen. Folge, ja Beweis dafür wäre gewesen, dass Großbritannien die „Hungerblockade“ gegenüber Deutschland aufgegeben hätte.

(2) Schlacht um Verdun: Deutschen Truppen hätte die Einnahme der Festung samt Stadt gelingen müssen – im Gefolge davon satter Raumgewinn in der Champagne, danach Zusammenbruch der französischen Front. Das Zeitfenster hierfür war beschränkt auf wenige Wochen. Im Grunde war es dafür Mitte April 1916 schon viel zu spät.

(3) Die Schlacht an der Somme (Juli 1916), als alliierte Entlastungsoffensive für Verdun realisiert, endet nach wenigen Tagen mit einer Rücknahme der anglo-französischen Kräfte. Eine Wende zugunsten Deutschlands auf den Schlachtfeldern von Verdun und der Somme wäre nur dann im Bereich des Möglichen gewesen, wenn deutsche Truppen im Osten nicht gebunden gewesen wären. Entscheidend ist, dass dem nicht so war und dass alle am Krieg Beteiligten absolut auf Siegfrieden mit maximalistischen Kriegszielen setzten: Koste es, was es wolle! 1916 erfuhr der Krieg eine Totalisierung; abzulesen ist dies personell auf deutscher Seite spätestens mit dem Übergang von der 2. zur 3.

Erich Kästner: Die andere Möglichkeit (1930)

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
mit Wogenprall und Sturmgebräus,
dann wäre Deutschland nicht zu retten
und gliche einem Irrenhaus.

Man würde uns nach Noten zähmen
wie einen wilden Völkerstamm.
Wir sprängen, wenn Sergeanten kämen,
vom Trottoir und stünden stramm.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wären wir ein stolzer Staat.
Und pressten noch in unsern Betten
die Hände an die Hosennaht.

Die Frauen müssten Kinder werfen,
Ein Kind im Jahre. Oder Haft.
Der Staat braucht Kinder als Konserven.
Und Blut schmeckt ihm wie Himbeersaft.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wär der Himmel national.
Die Pfarrer trügen Epauletten.
Und Gott wär deutscher General.

Die Grenze wär ein Schützengraben.
Der Mond wär ein Gefreitenknopf.
Wir würden einen Kaiser haben
und einen Helm statt einem Kopf.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wäre jedermann Soldat.
Ein Volk der Laffen und Lafetten!
Und ringsherum wär Stacheldraht!

Dann würde auf Befehl geboren.
Weil Menschen ziemlich billig sind.
Und weil man mit Kanonenrohren
allein die Kriege nicht gewinnt.

Dann läge die Vernunft in Ketten.
Und stünde stündlich vor Gericht.
Und Kriege gäb's wie Operetten.
Wenn wir den Krieg gewonnen hätten –
zum Glück gewannen wir ihn nicht!

Obersten Heeresleitung (OHL), also der Ablösung Falkenhayns durch Hindenburg und Ludendorff.

Variante 3: Sieg vor Kriegseintritt der USA (April 1917)

Allein der Kriegseintritt der USA führte den Weltkrieg im November 1918 zum Ende. Bis dahin sollten zwei Millionen GIs auf dem europäischen Festland gelandet sein: für die Entente nicht allein ein personell und materiell ausschlaggebender Faktor. Das psychologische Moment spricht bereits für sich: Die Vereinigten Staaten traten glaubhaft für eine universelle Idee ein. Unter welchen Umständen hätte Deutschland den Kriegseintritt der USA vereiteln können? Um es vorwegzunehmen: Mit der 3. OHL war Deutschland zu einer Militärdiktatur geworden. Das heißt in Konsequenz: Selbst wenn ein Sieg in einer „Entscheidungsschlacht“ errungen worden wäre, bedeutete das unter diesen Umständen nicht, dass der Krieg damit schon gewonnen gewesen wäre. Der „uneingeschränkte U-Bootkrieg“ in Kombination mit der Zimmermann-Depesche gab für den Kriegseintritt der USA das, was im Fußball eine „Steilvorlage“ genannt wird. Die Washingtoner Regierung hätte sich aus dem Krieg nur dann heraushalten lassen, wenn das Deutsche Reich wirklich glaubhaft von Beginn an für einen Verständigungsfrieden eingetreten wäre und alles in den Jahren zuvor daran gesetzt hätte, der Totalisierung des Krieges an der Westfront, soweit es im eigenen Ermessen stand, nicht Vorschub zu leisten. Propagandistisch versagte die Reichsleitung vollkommen: Sie macht sich gegenüber den USA nicht das Argument zunutze, dass die Allianz zwischen dem zaristischen Russland und dem republikanischen Frankreich der Idee eines universellen Völkerrechts auf demokratischer Grundlage Hohn sprach. Ohne den bereits stattgefundenen Kriegseintritt Amerikas wäre die Nivelle-Offensive (April/Mai 1917, in deren Gefolge breite Gehorsamsverweigerungen französischer Einheiten am Chemin des Dames stattfanden!) ein kriegsentscheidendes Fiasko für die Entente geworden. Diese Erkenntnis rührt an einem französischen Tabu – sich nämlich einzugestehen, dass Frankreich den USA sehr viel in zwei Weltkriegen zu verdanken hat und Anti-Amerikanismus die inadäquate Verhaltensweise verkörpert.

Variante 4: Durchbruch nach Paris (Frühjahr 1918)

Deutliche Erschöpfungerscheinungen finden sich seit 1916 bei allen Kriegsbeteiligten. Die Michael-Offensive, das letzte deutsche Aufgebot an der Westfront, hätte nur dann eine Aussicht auf einen taktischen und strategischen Erfolg gehabt, wenn die USA am 6. April 1917 nicht in den Ersten Weltkrieg eingetreten wären. Manko der Michael-Offensive war, dass die 3. OHL mit ihr keine strategische Konzeption verband. Dabei war die strategische Lage Deutschlands seit Herbst 1917, seit der „Großen Russischen Oktoberrevolution“, auf den

ersten Blick gar nicht einmal so schlecht. Trotz des Diktatfriedens von Brest-Litowsk (Februar 1918) waren weiterhin erhebliche Truppenteile im Osten gebunden. Die Ernährungssituation der deutschen Bevölkerung wurde kurzzeitig gelindert durch bewusste Inkaufnahme von Hungersnöten der Bevölkerung der Ukraine, Weißrusslands und Ost-Polens. Abgesehen vom Image-Verlust Deutschlands, verkörperte dies eine revolutionäre Situation sondergleichen. Selbst wenn die Michael-Offensive ein taktischer Sieg geworden wäre, der deutschen Seite mangelte es nicht nur an wohldurchdachten operativen Überlegungen – es genügte eben nicht, eine Bresche in die Front zu schlagen und dann weiterzusehen! –, es fehlte ein Gesamtkonzept, den Frieden auch nach einem Sieg wirklich zu gewinnen. Teile der französischen Bevölkerung wären mit Sicherheit in einen Volksaufstand übergegangen – wie 1792! Wahrscheinlich hätten deutsche Truppen in Frankreich dasselbe Schicksal erlitten wie die napoleonischen Armeen in Spanien: Aus dem Stellungskrieg wäre ein Guerilla-Krieg geworden, wobei die Briten das Risiko für die eigenen Truppen wahrscheinlich sehr rational betrachtet hätten. Dank der USA war diese Politik des „Heiligen Egoismus“ nicht angebracht.

Abschließende Bewertung

Ein deutscher Sieg bei Zugrundelegung der Varianten 1 bis 4 bedeutet zunächst immer eine Stabilisierung der preußischen Militärmonarchie. Für die Entente war dies das Schreckgespenst schlechthin. Doch verkörperte die preußische Militärmonarchie tatsächlich ein monolithisches Gebilde? Man beachte nur so unterschiedliche Charaktere wie die Generale Ludendorff und Groener. Die 3. OHL fürchtete jedenfalls nicht minder, dass mit einem deutschen Sieg auch die Stunde der Demokratisierung Deutschlands gekommen wäre. Dies galt es zu vereiteln: Wenn man gegen die Entente nicht siegen konnte, so war es umso wichtiger, die der Machtausübung ungewohnten Demokraten vorab zu diskreditieren. Erich Kästners Gedicht „Die andere Möglichkeit“, geschrieben 1930, berücksichtigt diese Tatsache nicht. Kein Wunder, es entstand zu einem Zeitpunkt, als die Demokratie in Deutschland drauf und dran war, entzaubert zu werden aufgrund der ökonomischen Umstände, die auch aus dem verlorenen Krieg herrührten. Als bittere Erkenntnis bleibt am Schluss folgende Einsicht Franz Grillparzers: „Jeder Irrtum hat drei Stufen: Auf der ersten wird er ins Leben gerufen, auf der zweiten will man ihn nicht eingestehen, auf der dritten macht nichts ihn ungeschehen.“ ■

Literaturtipps

Demandt, Alexander: Es hätte auch anders kommen können. Wendepunkte deutscher Geschichte. Berlin 2010

Ferguson, Niall: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert. Stuttgart 1999

Schiffe und Meer ...

Das neue Schifffahrt-Magazin ist da!



Online blättern oder Abo mit Prämie unter:
www.schiff-classic.de/abo

Kompliziertes Kriegsende 1918

Revolution in den Straßen

1918/1919: War das, was am Ende des Ersten Weltkrieges in Deutschland geschah, eine Revolution? Die Meinungen darüber sind geteilt, was nicht allein vom politischen Standpunkt des Betrachters abhängt. Von Peter Andreas Popp

Die Jahre 1918/19 verkörpern eine „Verdichtung der Geschichte“, die eine einfache Beantwortung der soeben aufgeworfenen Frage vereitelt. Denn „Verdichtung“ bedeutet, dass vieles innerhalb kürzester Zeit zusammenkommt und manches davon auch anders hätte kommen können.

Mit „Kriegsende“ im eigentlichen Sinne sind die Ereignisse gemeint, die zwischen dem 29. Oktober 1918 und dem 11. November 1918 stehen. Zwei Wochen also, beginnend mit der Meuterei der Matrosen der in

Wilhelmshaven stationierten Hochseeflotte, endend mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes im Wald von Compiègne. Was passierte in diesen Tagen noch?

- Am 3. November kam es zum Aufstand der Matrosen in Kiel, der auf die Industriearbeiterschaft überschwappte.
- Zwischen dem 3. und dem 9. November breiteten sich Aufstandsbewegung im gesamten Reichsgebiet aus. Die Throne stürzten, als Allererstes in Bayern.
- Kaiser Wilhelm II. dankte auf Drängen der

Militärs zum 9. November 1918 ab.

- Am 10. November wurde der „Rat der Volksbeauftragten“, eine revolutionäre Übergangsregierung, gebildet.
- Am 11. November begab sich Wilhelm II. ins niederländische Exil; mit dem durch den Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger unterzeichneten Waffenstillstand hätte nämlich der Kaiser als „Hauptkriegsverbrecher“ an die Alliierten ausgeliefert werden müssen.

Schicksalstag

Am 9. November 1918 wurden in Berlin gegen den Willen des neuen Reichskanzlers Friedrich Ebert zwei Republiken ausgerufen, die bürgerliche „Deutsche Republik“ zum einen durch den Mehrheitssozialdemokraten Philipp Scheidemann, die „Sozialistische Republik“ auf der anderen Seite durch den bisherigen „unabhängigen Sozialdemokraten“ Karl Liebknecht. Sechs Wochen später sollte er als „Spartakist“ zu den Gründungsmitgliedern der Kommunistischen Partei Deutschlands gehören, um am 15. Januar 1919 zusammen mit Rosa Luxemburg durch Freikorpsoldaten der Marinebrigade Ehrhardt liquidiert zu werden. Dieser politische Mord bildet den Auftakt zum „weißen Terror“, der das Revolutionsjahr 1919 prägte.

Für die Anhänger der „Deutschen Republik“ waren die Novemberereignisse eine



REVOLUTIONÄRE STIMMUNG: Aufgebrachte U-Bootbesatzungen versammeln sich im November 1918 in Kiel, wo sie sich mit Kameraden und demonstrierenden Arbeitern verbünden. Der SPD-Politiker Gustav Noske versucht als Beauftragter der Reichsregierung, die Matrosen zu beschwichtigen.

Foto: picture-alliance/akg

REVOLUTION „VON UNTEN“: Eine Gruppe bewaffneter Soldaten und Arbeiter während der „Novemberrevolution“ 1918. Nach der Meuterei der deutschen Hochseeflotte kam es im ganzen Land zu Streiks und Massenkundgebungen zur sofortigen Beendigung des Krieges.

Foto: picture-alliance/akg



vermeidbare Revolution. Da sie aufgrund der Borniertheit der Vertreter des bisherigen monarchischen Regimes geschah, war deren Entgleiten in eine Ordnung der Unfreiheit auf alle Fälle zu vermeiden. Für die Anhänger der im deutschen Volk absolut nicht mehrheitsfähigen „Sozialistischen Republik“ bildeten die Novemberereignisse den Auftakt zur Umgestaltung Deutschlands in eine Räteordnung.

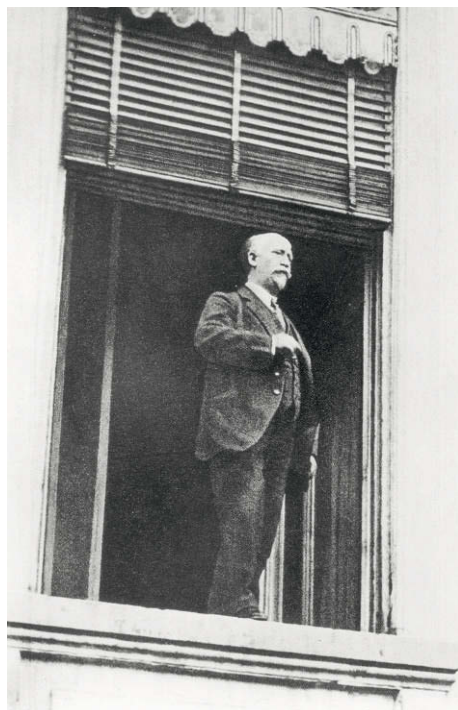
Der Begriff „Räteordnung“ jenseits einer bloßen betriebswirtschaftlichen Organisation ist nicht präzise fassbar hinsichtlich der tatsächlichen Geltung von Grundrechten und Rechtsstaatlichkeit. Verwirklichte sie tatsächlich eine menschenfreundliche Form von „sozialistischer Demokratie“? Oder bildete sie den Beginn einer deutschen Variante des in der Sowjetunion praktizierten Marxismus-Leninismus, der ab 1924 zu Stalins totalitärer Ordnung mutierte?

Durch Revolution zur Republik

Für den Begriff „Revolution“ sprechen die spröden Fakten. Vor dem 9. November 1918 verkörperte das Deutsche Reich eine Monarchie, also ein Regierungssystem mit dem preußischen König und deutschen Kaiser Wilhelm II. an der Spitze. Nach dem 9. November 1918 bildete das Deutsche Reich – der Name des staatlichen Gebildes blieb gleich! – eine Republik, also ein Regierungssystem mit einem Präsidenten an der Spitze und Regierungen, die auf der Basis parlamentarischer Mehrheiten gebildet werden sollten. Letzteres stimmt, aber eigentlich erst richtig ab dem Zeitpunkt, an dem die aus den Wahlen vom 19. Januar 1919 gebildete Nationalversammlung den SPD-Abgeordneten Friedrich Ebert zum vorläufigen Reichspräsidenten ernannte. Sie tagte, wegen der noch immer revolutionären Gesamtlage, im ruhigen und zugleich kulturell positiv belegten Weimar. Sie schuf die erste deutsche freiheitlich-demokratische Grundordnung, genannt Weimarer Reichsverfassung (WRV).

Zwischen dem 9. November 1918 und dem 19. Januar 1919 lag die Regierungsverantwortung in Deutschland beim Rat der Volksbeauftragten, einem siebenköpfigen Gremium, welches aus Mitgliedern der Partei bestand, die im Deutschen Kaiserreich die meisten Stimmen bei den letzten Reichstagswahlen von 1912 erhalten sollte: den Sozialdemokraten. Doch diese waren infolge der Entwicklungen zwischen 1914 und 1918 zunehmend gespalten in Mehrheitssozialdemokraten und Unabhängige Sozialdemokraten. Manifest wurde dies anhand der Frage der Zustimmung zu den Kriegskrediten. Im Rat der Volksbeauftragten war die Gewichtung vier zu drei. Die ausschlaggebende mehrheitssozialdemokratische Stimme hatte Friedrich Ebert.

Er trat ein für eine politisch-gesellschaftliche Veränderung durch Reform und Evolution, nicht durch Revolution. Die Kommu-



nistische Partei Deutschlands resultierte aus der sich ab Dezember 1918 verschärfenden Lage auf Seiten der uneinigen bisherigen linken Kräfte, aus dem Wirken bestimmter Führungsfiguren (Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg), sowjet-russischer Agitation und dem Umstand, dass der Rat der Volksbeauftragten zum Einsatz von nicht republik-loyalen (para-)militärischen Kräften, den Freikorps, greifen musste, wollte er nicht die republikanische Ordnung dem Chaos der Straße überantworten.

Unglückliche Revolution

Wann endete der Erste Weltkrieg für Deutschland? Mit dem Waffenstillstand? Mit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages? Genau besehen, begann mit dem 11. November 1918 und sodann dem 28. Juni 1919 aus deutscher Sicht der Nach-Krieg als Nicht-Friede. Die Novemberrevolution trug dafür nicht die Verantwortung. Die Revolution von 1918/19 bildete keine „verratene“ Revolution – es sei denn für Anhänger oder Sympathisanten des demokratischen Sozialismus, insbesondere dann, wenn sie sich idealistisch gepolt und im Sinne der „Reinheit der Lehre“ auf eine Allianz mit „Genossen“ einließen, die von Revolution sprachen und Terror meinten.

Genauso wenig stürzte durch sie ursächlich das „alte Regime“. Dieses war bereits zuvor längst gescheitert – und zwar in Teilschritten, deren Bedeutung den in Verantwortung stehenden Zeitgenossen zumeist nicht recht bewusst war. Die Revolution von 1918/19 war keine glückliche. Die außen- und sicherheitspolitischen Umstände waren nicht ideal im Sinne einer freudigen Aufnahme der Revolution im deutschen Volk. Ihre Tragik bestand darin, dass sie das deutsche Volk polarisierte, die kriegsbedingte Verrohung innenpolitisch fortsetzte und überhaupt komplex verwoben war mit dem Kriegsende. Vielleicht geben die Lebensbetrachtungen des großen europäischen Romanciers Stefan Zweig mit dem Titel „Die Welt von gestern“ den besten Zugang zum Geschehen. Die Revolution von 1918/19 konnte nicht das zerstören, was bereits längst zerstört war – zerstört in den Julitagen 1914. ■

HISTORISCHER AUGENBLICK: Von einem Fenster der Reichskanzlei ruft Philipp Scheidemann am 9. November die Republik aus (nachgestelltes Foto). Kurz darauf proklamierte Karl Liebknecht die „Sozialistische Republik“. Prinz Max von Baden hatte am selben Tag – ohne rechtliche Befugnis – die Abdankung des Kaisers verkündet sowie Friedrich Ebert die Regierungsgeschäfte übertragen.

Foto: picture-alliance/akg

Die Dolchstoßlegende

„Der Erfolg hat viele Väter, der Misserfolg nur einen.“ Diese landläufige Weisheit kann helfen, einen politischen Kampfbegriff besser zu fassen, der besonders fatal wirkte und auf das nach 1918 zerrissene Deutschland meist verengend angewandt wird: die Dolchstoßlegende. Von Peter Andreas Popp

Doch Vorsicht! Der Begriff „Dolchstoß“ gehört in die Kategorie der Verschwörungstheorien. Diese bilden keine deutsche Besonderheit, sondern eine Komponente angewandter politischer Psychologie. Das heißt, es lassen sich in politischen Kulturen der Niederlage vielfach Beispiele für die Vereinfachung komplexer Sachverhalte unter gleichzeitiger Schuldzuweisung feststellen. Mündig sollten Menschen sein, aber wie aufgeklärt und kritisch sind sie tatsächlich? Die Frage ist, wie Schuldzuweisungen in einer bestimmten politischen Kultur wirken. Gesellschaften, die geprägt sind durch einen regen Austausch öffentlicher Meinung, tun sich erfahrungsgemäß leichter bei der politischen Fehlersuche.

Der Begriff „Dolchstoß“ bedient beispielhaft das Emotionale im menschlichen Wesen. Er appelliert an die menschliche Urangst, unvermittelt aus dem Wege geräumt zu werden, ohne sich zuvor auf die Gefahr eingestellt zu haben. „Auch Du, mein Sohn Brutus ...“ – der „Dolchstoß“ ist bildhaft immer gekoppelt an „Verrat“, „Hinterhältigkeit“, „niedere Beweggründe“. All dies sanktionieren menschliche Gesellschaften gemeinhin besonders scharf. Verrat mag eine Frage des Zeitpunktes sein, immer verkörpert er eine Untugend.

Eine besondere bildhafte Brisanz erfuhr der „Dolchstoß“ im deutschen Umfeld dadurch, dass der deutsche Kriegswortschatz sich auf Motive germanischer Mythologie stützte. „Siegfriedstellung“ nur als Beispiel: Wurde Siegfried durch Hagen nicht hinterücks ermordet? Das Bild wirkte umso mehr, weil im deutschen Bürgertum alles Mittelalterliche identitätsstiftend seit den Tagen der Romantik war. Verrat gemäß dem „Dolchstoß“ stand als Sieg des Materialismus in der westlichen oder marxistischen Variante. Das Nibelungenbild wurde übrigens ganz bewusst von Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg in seinen

Erinnerungen beschworen. Konnte der „Held von Tannenberg“ irren?

Der „Dolchstoß“ als Lüge oder Legende? Gemeinhin ist das Wort vom „Dolchstoß“ als „Legende“ seit Dezember 1918, also im unmittelbaren Vorfeld der Wahlen zur Nationalversammlung und vor dem Hintergrund der eskalierenden revolutionären Situation, in Gebrauch. Lüge ist zu eindeutig. Legende lässt hingegen die Wertung zu, dass es bei Kriegsende doch nicht mit „rechten Dingen“ zugegangen sei, mithin finstere Mächte das Zepter führten, wo doch „eigentlich“ alles ganz gut gelaufen sei, wenn eben nicht ...

Entscheidend ist, dass die Dolchstoßlegende ihre Wirkung entfalten konnte, weil sie mit der Ansicht Bismarcks übereinstimmte, die Reichseinheit sei gegen die Reichsfeinde aus Sozialdemokratie, dem politischen Katholizismus und dem (Links-)Liberalismus durchgesetzt worden. Mit dem „Burgfrieden“ vom August 1914, der Zustimmung der Sozialdemokratie zu den Kriegskrediten, musste die alte Ordnung einen Herrschaftskompromiss eingehen, der perspektivisch ihre Entmachtung bedeutete. Die „Ideen von 1914“ wären, so die Anhänger der preussischen Militärmonarchie, zu den „Ideen von 1789“ mutiert, indem sich Deutschland in eine parlamentarische Monarchie oder Republik verwandelt hätte.

Und so kam es dann auch. Sehr überstürzt und mit Kalkül der Spitzenmilitärs, die in der Umbruchssituation der Monate Oktober/November 1918 vor dem Problem standen, wie sie den Treueeid gegenüber „ihrem“ Monarchen, der faktisch seit 1915 nur noch als Schattenkaiser fungierte, aufrecht erhalten sollten, um ihre eigene Haut wie auch die Deutschlands zu retten. Die Dolchstoßlegende war nicht nur ein Propagandavehikel, das die noch aus dem Kaiserreich kommende demokratische Ordnung diskreditierte. Die Dolchstoßlegende kaschierte den Treuebruch der Militärs gegenüber dem

Monarchen, der in ihren Augen bis 1918 identisch war mit dem Preussischen Königreich und dem Deutschen Kaiserreich. Dass Wilhelm II. als König von Preußen im Amt blieb, auf diese kleine monarchische Lösung wollte sich auch Hindenburg nicht einlassen.

Die Dolchstoßlegende verkörpert eine Lüge in dem Sinne, dass sie ein Strukturmerkmal von Spitzenmilitärs wie Hindenburg und Ludendorff offenbart: jederzeit, wenn es ihrem eigenen Vorteil diente, sich bestimmten politischen Personals zu bedienen, um hernach „unschuldig“ den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Das sang- und klanglose Verschwinden der 3. OHL von der politisch-militärischen Bühne im Herbst 1918 gibt einen Vorgeschmack auf Ludendorffs Verhalten beim Hitler-Putsch 1923 und Hindenburgs Kooperation bei der Installation der NS-Herrschaft 1933.

Wahr an ihr ist, dass sie das Ende Deutschlands 1944/45 und damit den Ausgang des Zweiten Weltkriegs als „Untergang“ (Ian Kershaw) zu bewerkstelligen half. Für deutsche Militärs, insbesondere die Marine, bedeutete das Ende des Ersten Weltkriegs immer ein Trauma: der blinde Gehorsam gegenüber Adolf Hitler war die Konsequenz. Es sei nur am Rande vermerkt, dass bei einem Gelingen des Attentats vom 20. Juli 1944 durchaus die Gefahr bestand, dass eine um ein Vielfaches potenzierte Dolchstoßlegende Platz gegriffen hätte. Die Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg musste so gesehen „total“ sein.

Und damit sind wir bei einem entscheidenden Faktor für die Wirkmächtigkeit der Dolchstoßlegende am Ende und nach dem Ersten Weltkrieg: Die Niederlage war breitesten Volksschichten so noch nicht bewusst gewesen. Als Faktoren hierfür sind anzuführen: (1) Die bis dato doch erfolgreiche Kriegspropaganda, gekoppelt mit bemerkenswerten Kriegszieleforderungen auch auf Seiten derer, die für einen Verständigungsfrieden eintraten. (2) Die Tatsache, dass es als Zeichen authentischer Verteidigung begriffen wurde, dass die Truppen der Mittelmächte markantes Territorium des Gegners besetzt hielten. (3) Der Umstand, dass Not zusammenschweiß. Die englische Hungerblockade mit über 800 000 zivilen Opfern wirkte wie der strategische Luftkrieg der Alliierten dann im

Zweiten Weltkrieg nicht im Sinne einer Volkserhebung. (4) Die attraktive Wirkung von Wilsons 14 Punkten, die in Erkenntnis dessen, dass ein deutscher Siegfrieden nach Ankunft amerikanischer Truppen auf dem europäischen Kontinent nicht mehr möglich war, eine verheißungsvolle Option boten.

Bereits mit der Michael-Offensive im Frühjahr 1918 war die 3. OHL mit ihrem Latein am Ende. Nach dem „schwarzen Tag des deutschen Heeres“ am 8. August 1918, dem Durchbruch der Alliierten bei Amiens, war der Krieg aufgrund der Personal- und Materialsituation verloren. Von da an drangen die deutschen Spitzenmilitärs auf die Parlamentarisierung des Deutschen Kaiserreiches: zum einen, um die USA gnädig zu stimmen, und zum anderen, um die Verantwortung für Waffenstillstand und Frieden auf die skeptischer werdenden Politiker abzuwälzen.

Unbewusst lieferte Friedrich Ebert mit seinem Aufruf vom 10. Dezember 1918 an die heimkehrenden Soldaten in Berlin eine „Aufmunitionierung“ der Legende, indem er die Worte gebrauchte: „Kein Feind hat euch überwunden!“ Man darf dabei ein persönliches Moment nicht außer Acht lassen. Der spätere Reichspräsident hatte zwei Söhne im Krieg verloren. Zu diesem Zeitpunkt jedenfalls galt es, die Truppe so schnell als möglich in die Heimat zurückzuführen, um zum einen den Alliierten nicht die Fortführung der Kriegshandlungen zu gestatten, und zum anderen, um die innenpolitischen Verhältnisse zu stabilisieren.

Ihre eigentliche Brisanz als Propagandavehikel entwickelt die Dolchstoßlegende dann, als die Friedensbestimmungen des Versailler Vertrages der deutschen Öffentlichkeit bewusst wurden. Dies war im Juni 1919 der Fall. Die Etablierung einer „sozialistischen Ordnung“ war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr akut. Aber: Die Angst des deutschen Bürgertums vor dem „roten Terror“ wirkte weiter. Wichtig war, dass der Regimewechsel in Russland im Oktober 1917 ohne „Hilfestellung“ des Deutschen Kaiserreiches nicht so zustande gekommen wäre. Jetzt der Analogieschluss derer, die mit der Propagierung der Dolchstoßlegende einer nüchternen Fehleranalyse bewusst auswichen: Was in der deutschen Russlandpolitik 1917 erfolgreich wirkte, das wirkte nicht minder erfolg-



Visualisierung: Ein „roter Verbrecher“ meuchelt den aufrechten Soldaten hinterrücks – und ist damit an der Kriegsniederlage schuld. Mit dieser Interpretation wurde die Demokratie diskreditiert und das politische Klima vergiftet. Propagandaplakat der Deutschnationalen Volkspartei von 1924.

Abb.: picture-alliance/akg-images

reich in der alliierten Deutschlandpolitik des Jahres 1918 – mithilfe der alliierten „5. Kolonne“, der Sozialdemokratie, dem Liberalismus und dem Judentum.

Vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuss, eingerichtet zur Klärung der „Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918“, erklärte Hindenburg am 18. November 1919 wörtlich: „Ein englischer General sagte mit Recht: ‚Die deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden.‘ [...] Wo die Schuld liegt, ist klar erwiesen. Bedurfte es noch eines Beweises, so liegt er in dem angeführten Ausspruche des englischen Generals und in dem maßlosen Stauen unserer Feinde über ihren Sieg.“

Hindenburg bezog sich dabei, ohne den Namen des Generals zu nennen, auf einen Pressebericht der Neuen Zürcher Zeitung vom 17. Dezember 1918, über zwei Aufsätze des britischen Generals Sir Frederick Maurice in englischen Zeitungen. Der Londoner Korrespondent schrieb unter dem Titel „Ein englischer General über die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs“: „Was die deutsche Armee betrifft, so kann die allgemeine Ansicht in das Wort zusammengefasst werden: Sie wurde von der Zivilbevölkerung von hinten erdolcht.“

Die Wahrnehmung ist die Realität. Obwohl sich Maurice 1922 von diesem Anspruch distanzierte, lässt sich festhalten, dass er fortan von rechten Kreisen immer als Gewährsmann zitiert wurde. Die „Wirk-

mächtigkeit“ der Dolchstoßlegende beruht sowohl auf Realitätsverweigerung wie auch auf Ressentiment. Dieses war kein Privileg der deutschnationalen und – noch extremer – der völkischen Rechten, wie das Statement des linksliberalen Politikers Conrad Haussmann gegenüber US-Präsident Wilson aus den Maitagen des Jahres 1919, unmittelbar vor Unterzeichnung des Versailler Vertrages, belegt: „Wenn man am 5. und 9. November gewusst hätte, dass der Friede so aussähe, dann würde [...] unser Heer die Waffen nicht niedergelegt und die Arbeiter würden ausgeharrt haben.“

Tatsache ist, dass die Ablehnung von „Versailles“, und nicht die Verfassung, die Deutschen einigte und dabei die Anhänger der Republik von Weimar dank der Dolchstoßlegende immer in der Defensive waren. Die schmutzige Kampagne des deutschnationalen und antisemitischen Politikers Karl Theodor Helfferich in den Anfangsjahren der „Republik im Schatten von Versailles“ belegt es allzu deutlich.

Und auf Seiten der extremen Linken? Hier brüstete man sich damit, dass dank des Berliner Munitionsarbeiterstreiks im Januar 1918, der Matrosenrevolte ab Ende Oktober 1918 und dann der Revolution von 1918/19 die monarchische Ordnung bereits zu Fall gekommen sei. Das lieferte natürlich der Rechten in Kombination mit „Versailles“ zusätzlichen Zündstoff. Die alte Ordnung bedurfte aber nicht der Revolution, um zu stürzen. Sie war bereits zuvor hohl, leer und dem Ende übergeben. Insofern bedeutet das Bild vom „Dolchstoß“, nichts anderes, als dass die Leiche schon tot war, bevor – je nach Standpunkt des extremen Betrachters stilisiert im Negativen wie im Positiven – Hand an sie gelegt wurde. ■

„Wozu fechten wir noch? Die Heimat ist uns in den Rücken gefallen [...].“

Ausspruch General von Seeckts aus dem Sommer 1917, der den Vorwurf der Dolchstoßlegende vorwegnimmt

Eine verpasste Chance?

Der Frieden von Versailles

Genau sechzig Jahre nach der Friedenskonferenz von Versailles erschien, aus der Feder des australischen Historikers Bruce Kent, ein Buch mit dem bezeichnenden Titel „The Spoils of War“ – auf Deutsch: „Die Kriegsbeute“. Kent stellt die Behandlung der Reparationsfrage nach dem Ersten Weltkrieg dar, indem er beschreibt, wie die Alliierten konzeptionslos hinsichtlich einer wirklichen Friedensstrategie gegenüber Deutschland agierten, wie sie es versäumten, das besiegte Deutschland in die Weltwirtschaft sogleich einzugliedern, und wie alliierte Politiker die Bevölkerung der jeweils eigenen Nation an der Nase herumführten, indem sie die Erkenntnis verheimlichten, dass es nach diesem Krieg auf finanztechnischer und wirtschaftspolitischer Ebene keinen Sieger geben konnte.

Die Parallelität zu Christopher Clarks Buch „Die Schlafwandler“ ist offensichtlich. Über Versailles ist viel geschrieben worden. Lassen wir einen Zeitgenossen sprechen, Marschall Ferdinand Foch, einer der berühmtesten französischen Militärs des letzten Jahrhunderts und am 11. November 1918 der französische Spitzenmilitär, der im Wald von Compiègne das deutsche Waffenstillstandsgesuch entgegennahm. Zum Frieden von Versailles bemerkte er unmittelbar nach der Konferenz: „Das ist kein Frieden. Es ist ein Waffenstillstand auf 20 Jahre.“

Betrachtet man die bloße Faktenlage, so stimmt es: Am 1. September 1939 sollte der Zweite Weltkrieg beginnen. Doch stimmt diese eindimensionale Kausalität wirklich? Ist Foch, zweifellos ein brillanter Militärtheoretiker, der objektive historische Gewährsmann dafür? Die eindeutige Antwort lautet in beiden Fällen „NEIN“. Denn der Historiker muss sich der Tatsache bewusst sein, dass zwischen historischen Ereignis-

sen Prozesse ablaufen. Und eben diese Prozesse verlaufen nicht monokausal, sondern mehrdimensional.

Französische Forderungen

„Versailles“ war im Vergleich zu früheren Friedensverträgen ein schlechtes Werk. Doch der Friede war nicht so fragil, dass er zwingend zum Zweiten Weltkrieg führte. Es gab zumindest bis Anfang 1933 Handlungs-

alternativen der nationalen und internationalen Politik.

1919: Nach den brutalen Jahren des Krieges unterzeichnen die ehemaligen Gegner den Vertrag von Versailles – mit weitreichenden Folgen nicht nur für Deutschland. Doch war die Friedensregelung tatsächlich ein Leitfaden für einen zukünftigen Krieg? Von Peter Andreas Popp



PROBLEMATISCHER FRIEDE: Im Spiegelsaal von Versailles unterzeichnet der deutsche Außenminister – unter Protest – das von Woodrow Wilson, David Lloyd George, Vittorio Emanuele Orlando und Georges Clemenceau ausgearbeitete Vertragswerk. Deutschland musste u. a. Gebietsverluste, alliierte Besatzung, Abrüstung, Reparationszahlungen und Handelseinschränkungen hinnehmen. Gemälde von William Orpen, um 1925.

Abb.: picture-alliance/akg

als auch Großbritannien wollten den deutschen Nationalstaat mit gewissen Gebietsverlusten als Bollwerk bestehen lassen gegenüber dem sowjetischen Russland wie auch gegenüber einem Frankreich, das vielleicht versucht war, auf den Spuren napoleonischer Hegemonialpolitik zu wandeln.

„Versailles“ verkörperte alles andere als einen Karthago-Frieden. Nach französischer Vorstellung hätte es zwar einer sein sollen. Doch die USA waren ab 1920 nicht einmal gewillt, durch nur etwas längere Truppenpräsenz in Europa französischem Sicherheitsinteresse zu entsprechen. Sie schlossen bereits 1921 mit Deutschland einen bilateralen Sonderfrieden. Sowjet-Russland, nicht in Versailles vertreten, schloss diesen ein Jahr später mit dem Vertrag von Rapallo. Und für die britische Politik war ein ökonomisch starkes Deutschland angenehm, welches künftig nicht auf die Idee kam, Flotten- und Kolonialpolitik zu betreiben. Pragmatismus rangierte bei den Angelsachsen letztlich doch vor Emotion.

Der verlorene Frieden

„Versailles“ war allerdings ein „Schein-Karthago-Friede“ aufgrund der Tatsache, dass die Reparationsfrage nicht gleich gelöst war, die Verlierer des Krieges nicht sogleich am Konferenztisch saßen und die Waffenstillstandsbedingungen im Vorfeld schon nichts Gutes verhießen. Die sogenannte Kriegsschuldfrage (Art. 231) war so formuliert, dass nicht präzise differenziert wurde zwischen moralischer Schuld für den Ausbruch des Krieges und Schulden im monetären Sinne. Die „Quarantäne“, die über Deutschland bis 1924 verhängt war (an den Olympischen Spielen nahmen Deutsche z. B. erst 1928 wieder teil) wirkte verletzend, ebenso die selektive und interpretationsfähige Verwendung der Formel vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“. Zielte dieses nur auf die innere Verfasstheit eines Staates? Waren mit „Volk“ auch „Nation“ und „Staat“ gemeint? Und wie stand es um die Minderheitenfrage? Treffend lautet das Urteil der beiden deutschen Historiker Jost Düllfer und Gerd Krumeich über die politische Kultur der 1920er-Jahre: „Der verlorene Frieden“.

Es spricht nicht für die politische Mündigkeit des deutschen Volkes und den Scharfsinn deutscher Funktionseilten, dass die Chancen, die sich mit Versailles boten, nur partiell, nämlich im demokratischen Spektrum der Weimarer Republik, erkannt

KARTE Gebietsveränderungen nach dem Krieg



wurden. Die Pariser Vorortverträge – in Versailles wurde nur der mit dem Deutschen Reich geschlossen – boten, langen Atem und vorurteilslose Aufrichtigkeit vorausgesetzt, der deutschen Außenpolitik Chancen, wie sie seit den 1880er-Jahren nicht gegeben waren. Innerhalb kürzester Zeit konnte von einer latenten Gefahr der Einkreisung nicht mehr die Rede sein.

Das Urteil, die Pariser Vorortverträge seien nicht das beste Produkt der internationalen Politik und Diplomatie im 20. Jahrhundert, ist insofern berechtigt, als „Versailles“ (zu verstehen als Chiffre) wenig dazu beitrug, die Nationalitätenproblematik im ostmittel- und südosteuropäischen Raum zu entschärfen. Die heutigen Nahost-Probleme beruhen zu einem Gutteil auf den Grenzziehungen, die bei Auflösung des Osmanischen Reiches getroffen worden waren.

Chaosjahr 1923

„Versailles“ machte es den demokratisch orientierten Politikern sehr schwer, die „Demokratie als Idee“ im deutschen Volk nachhaltig zu verankern. Dazu hätte es neben dem guten Willen auch der materiellen Grundlage bedurft, die durch den Vertrag kaum vorhanden war.

Das Resultat ließ sich in Deutschland sogleich „bewundern“: Eskalation der Revolution und rechter „Roll-Back“ bereits vor Unterzeichnung des Friedensvertrages (28. Juni 1919), Putschgefahr von rechts und links, offene Bürgerkriegssituation, galoppierende Inflation, materieller und ideeller Verfall des Bürgertums und der Arbeiterschaft, Separatismus. All das potenzierte sich nochmals im Krisenjahr 1923.

Wenn die Republik dieses nicht überlebt hätte, dann könnte von einer zwingenden Kausalität von „Versailles“ durchaus gesprochen werden. Aber wer von den Zeitgenossen war nach dem gemeisterten „Chaosjahr 1923“ wirklich der Auffassung, dass der ersten Demokratie die eigentliche Bewährungsprobe noch bevorstand? „Versailles“ als alleiniges Erklärungsmotiv für all das heranzuziehen, was seit 1919 schief lief, greift gerade vor diesem Hintergrund viel zu kurz.

Dr. Peter Andreas Popp, Oberstleutnant, Jg. 1958, ist ständiger Mitarbeiter bei CLAUSEWITZ und seit 2005 Lehrstabsoffizier für Militärgeschichte und Politische Bildung an der Offizierschule der Luftwaffe, Fürstenfeldbruck.

Literaturtipps

Kolb, Eberhard: Der Frieden von Versailles. München 2005

Die Westfront als Bildergeschichte

Der Krieg des Jacques Tardi

Es gibt noch Zeitgenossen, die Comics als trivialen Schund verurteilen. Doch allgemein hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass es sich hier um ein ernstzunehmendes und anspruchsvolles Medium handelt.

Von Maximilian Bunk

Mobilisierung bedeutet nicht Krieg. Im Gegenteil, unter den gegebenen Umständen erscheint sie das geeignete Mittel zu sein, einen ehrenvollen Frieden zu gewährleisten.“ Mit diesen Worten eröffnet Jacques Tardi den ersten Band seines zweiteiligen Comics „Elender Krieg“. Es ist ein Zitat von Raymond Poincaré vom 2. August 1914, dem damaligen Präsidenten der Französischen Republik. Darauf folgt ein weiteres Zitat von Alfred Baudrillard, der 14 Tage später den Krieg als letztes Mittel bezeichnet, um Frankreich zu „reinigen“, also zu säubern, zu erneuern, dem Fortschritt zu öffnen. Beide Äußerungen wählte Jean-Pierre Verney, ein Militärgeschichtler, der,

gemeinsam mit dem Comic-Künstler Jacques Tardi, den „Elenden Krieg“ verfasste.

Persönlicher Bezug

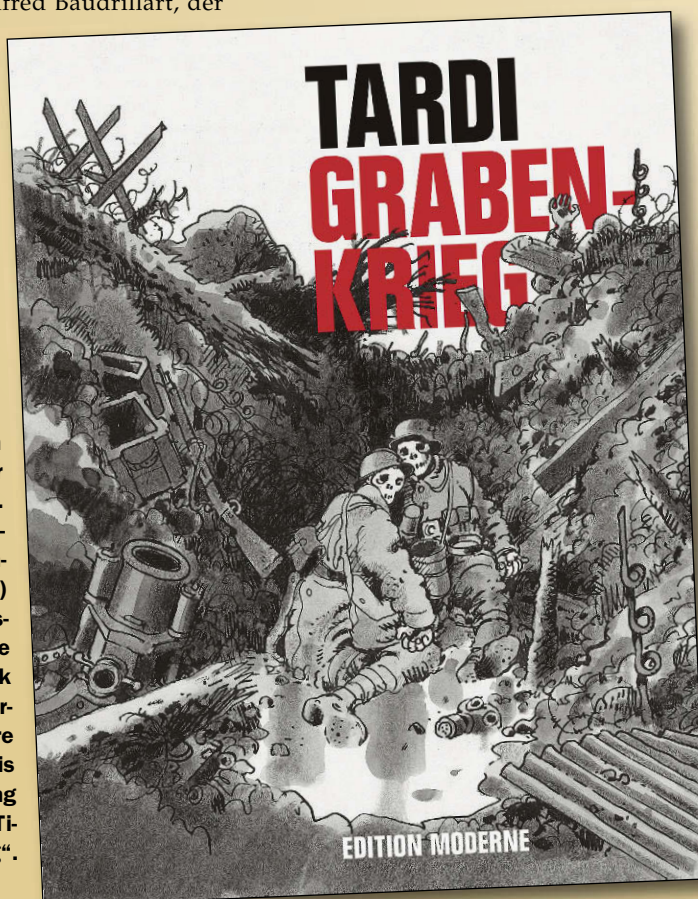
Jacques Tardi und Verney sind Zeitgenossen, im gleichen Jahr, 1946, geboren. Ihre gemeinsame Leidenschaft gilt der Zeit kurz vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg. Der eine hält seine Ansichten in Bildern und dazugehörigen Sprechblasen und Kommen-

turen fest. Der andere in einer großen Sammlung von Fotos und Dokumenten, die eine der umfangreichsten Frankreichs darstellt. Sie diente Tardi als Vorlage für seine Zeichnungen. So entstand ein einzigartiges Werk, das sich zu Recht als „Fachcomic“ bezeichnen lässt – es verbindet Fakten und die persönliche Verarbeitung eines militärhistorischen Themas. Tardi wurde dabei von den Erzählungen seines Großvaters beeinflusst, der als Frontsoldat im Ersten Weltkrieg diente und dessen Erfahrungen Tardis Großmutter an den Enkel weitergab.

Detailliert und dokumentarisch

Im Fokus stehen dabei drei Comics: „Grabenkrieg“ (1993), „Soldat Varlot“ (1999, unter Mitwirkung Didier Daenickx') und „Elender Krieg“ (2008/2009, ursprünglich 2 Bände – inzwischen als Gesamtband erschienen). Gemeinsam in der Darstellung ist allen die zynische und grausame Sinnlosigkeit dieses Krieges. Das Leben individueller Frontsoldaten steht dabei im Vordergrund, als Gegensatz zu politischen Entscheidungen. Die Zivilbevölkerung spielt eine untergeordnete bis gar keine Rolle. Den Figuren fehlt es im Stil Tardis bewusst an Detailtreue, Waffen hingegen werden in akribischer Genauigkeit ausgearbeitet. Vom Feind ermordete und von Vorgesetzten als Deserteure „entlarvte“ Soldaten werden wieder und wieder in dramatischen Zeichnungen eingefangen. Zerfetzte Leiber, Hingerichtete, vollkommen verwüstete Landschaften stehen dem Leser manchmal sogar ohne jeglichen weiteren Kommentar vor Augen. Statt vieler Dialoge findet der Betrachter vielmehr dokumentarische Beschreibungen aus der Ich-Perspektive. Dabei lässt sich ausmachen, dass im „Grabenkrieg“ einzelne Episoden mit wechselnden Protagonisten besetzt sind, während in „Elender Krieg“ und „Soldat Varlot“ eine Hauptfigur durchgängig ihre Eindrücke beschreibt.

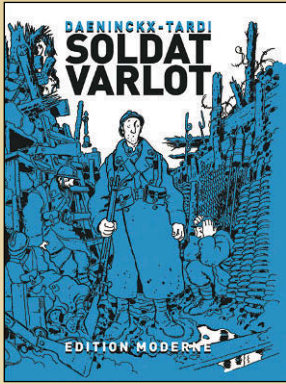
ANSPRUCHSVOLLES THEMA: Der Erste Weltkrieg ist in Frankreich häufig das Sujet für Comics. Neben Tardi z. B. auch in der Serie „L'Am-bulance 13“ (dt. als „Ambulanz 13“ erschienen) des Autors und Spezialisten für anspruchsvolle Historiencomics, Patrick Cothias, oder in der vierteiligen Reihe „Notre Mère la guerre“ des Teams Kris & Maël. Die Abbildung zeigt das verstörende Titelbild von „Grabenkrieg“.



Literaturtipp

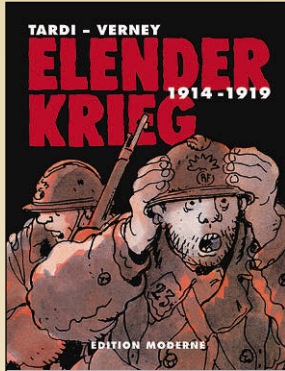
Wer sich näher mit der Funktionsweise, den Eigenheiten und der Wirkung von Comics beschäftigen will, dem sei folgendes Buch wärmstens empfohlen:

McCloud, Scott: Comics richtig lesen. Hamburg 1996



PERSÖNLICHER BEZUG: Tardis Großvater kämpfte im „Großen Krieg“ – einmal überlebte er im Niemandsland neben einem verrotten Leichnam. Erinnerungen wie diese flossen in die Comics ein.

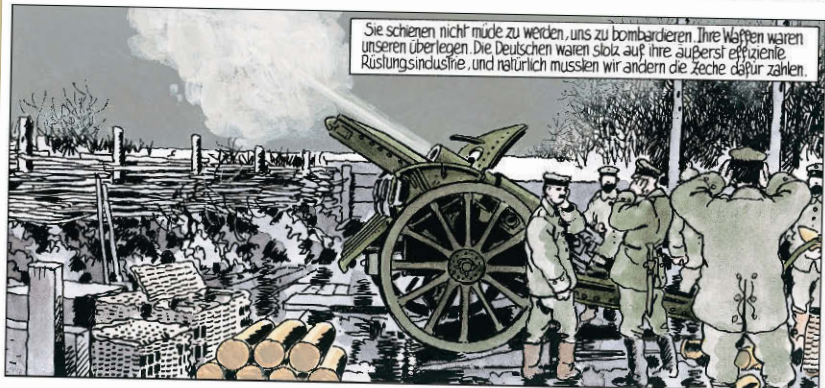
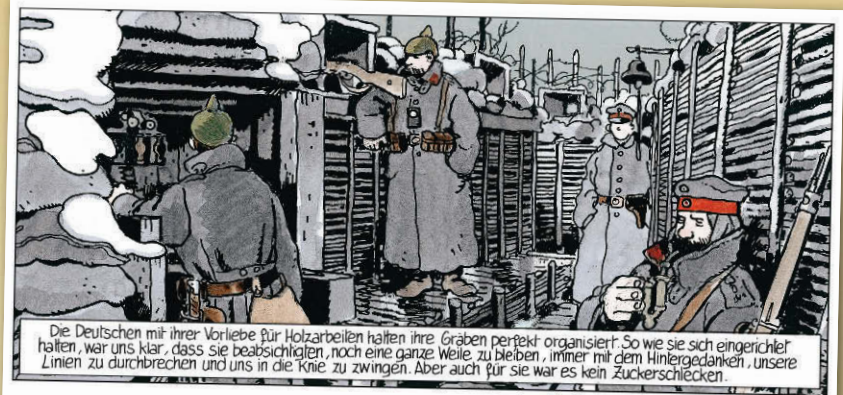
KOOPERATION: In „Elender Krieg“ war der Historiker und Weltkriegs-Experte Jean-Pierre Verney stark involviert. Texte, Fotos und eine Karte der Westfront unterfüttern den Comic zusätzlich und betten die Geschichte in den Gesamtkontext ein.



Tardi äußerte sich selbst zum „Grabenkrieg“: „Ich [...] machte, von starken Bildern ausgehend, eine Art Filmmontage und schrieb die Texte dazu.“

Charakteristik des Comics

In dieser Aussage manifestiert sich die herausragende Fähigkeit des Comics, die nur dieser Kunstform inhärent ist: Dem Leser UND Betrachter wird die Möglichkeit gegeben, Text und Bild in frei gewählter Reihenfolge zu erfassen. Er entscheidet selbst, erst den Text zu lesen und anschließend die Zeichnungen auf sich wirken zu lassen oder umgekehrt. Ebenso bleibt es ihm freigestellt, in welcher Geschwindigkeit er Bild und Text zu einer fortlaufenden Geschichte zusammenfügen möchte – z. B. im Gegensatz zum Stummfilm. Tardi bedient sich dabei unterschiedlicher Stilmittel. So lässt er beispielsweise die Farben im Fortlauf der Geschichte in „Elender Krieg“ verblassen: von farbigem, fast schreiendem Kolorit zu Beginn – als



UNVERKENNBAR: Wie alle großen Künstler hat Tardi einen eigenen Stil, eine spezielle Art, seine Welt zu zeichnen. Der Franzose gilt heute als einer der besten und einflussreichsten Zeichner der Gegenwart. Zu den Eigenarten des Mediums gehört es, dass die eigentliche Bewegung zwischen den Bildern (Panels) geschieht. Szene aus „Elender Krieg“.

Sinnbild für Kriegsbegeisterung und Kampfeswille deutbar – bis zu schwachen Erdtönen, die Müdigkeit, Schicksalsergebenheit, stumme Verzweiflung gegen Ende wiedergeben. Im Anhang des „Elenden Krieges“ erhält Verney Raum, authentische Dokumente sprechen zu lassen, begleitet von einer Art

Berichterstattung über die weltpolitischen Geschehnisse und Entscheidungen der Zeit von 1914 bis 1919. Dadurch gewinnen Tardis Bilder an Glaubwürdigkeit und vermitteln dem Leser eine Symbiose von „kleinen“ und „großen“ Zusammenhängen. Der Comic, in Frankreich längst, auch in der Wissenschaft, eine anerkannte Kunstform, eröffnet dem historisch Interessierten eine einmalige Möglichkeit, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Tardis Weltkriegs-Werke bieten einen hierzulande bisher noch recht selten genutzten Zugang zu einem der großen Themen der Militärgeschichte.

FAKTEN Weltkrieg-Comics von Monsieur Tardi

2001: Soldat Varlot (Varlot soldat)

2002: Grabenkrieg (C'était la guerre des tranchées)

2009: Elender Krieg, Band 1: 1914–1915–1916 (Putain de guerre! Tome 1)

2010: Elender Krieg, Band 2: 1917–1918–1919 (Putain de guerre! Tome 2)

Genannt sind die Erscheinungsdaten der deutschen Übersetzungen, im Text finden sich die Veröffentlichungsdaten der französischen Originale. Von „Elender Krieg“ existiert inzwischen auch eine Gesamtausgabe „1914–1919“.

Mehr Informationen unter: www.editionmoderne.ch

Maximilian Bunk, Jg. 1976, ist Historiker und Redakteur bei CLAUSEWITZ.



Zwischen Propaganda und Authentizität

Lichtspiele des Grauens

Der Erste Weltkrieg ist seit jeher eine Inspirationsquelle für die Kunst. Er gehört bis heute zu den beliebtesten Sujets für Kriegs- und Antikriegsfilme. Von Daniel Carlo Pangerl



LEERER BLICK EINER ZERSTÖRTEN GENERATION: Remarques Alter Ego Paul Bäumer symbolisiert den Verlust der Jugend auf den schlammigen Schlachtfeldern des Krieges. Szenenfoto aus der „Im Westen nichts Neues“-Verfilmung von 1979. Foto: picture-alliance/United Archives

Neben dem Zweiten Weltkrieg und dem Vietnamkrieg ist kein Krieg so häufig in Filmen verarbeitet worden wie der Erste Weltkrieg. Nach heutigem Stand existieren etwa 840 Spielfilme, die vom Ersten Weltkrieg handeln oder zumindest in dieser Zeitperiode spielen. Das Spektrum reicht von Kriegsfilmen mit zahlreichen Actionszenen über Antikriegsfilme mit einer moralisch-ethischen Botschaft bis hin zu Propagandafilmen, die den Zuschauer zu manipulieren versuchen.

Die ersten Filme über den Ersten Weltkrieg entstanden noch, während dieser tobte. Besonders erwähnenswert ist „Die Schlacht an der Somme“ (GB 1916, Regie: Geoffrey H. Malins). Der Film schilderte die englische Somme-Offensive an der Westfront von 1916 in der Manier eines Dokumentarfilms mit schockierendem Realismus. Er wurde teilweise an Originalschauplätzen unmittelbar an der Front gedreht und dient auch heute noch vielen Fernsehdokumentationen als Fundgrube für authentisches Quellenmaterial. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen wurden zahlreiche Filme über den Ersten Weltkrieg gedreht, die höchst unterschiedliche Ziele verfolgten. In der UdSSR nutzte man das Medium Film, um die Oktoberrevolution von 1917 propagandistisch zu glorifizieren. Dabei stechen zwei Filme heraus, die besondere künstlerische Qualitäten besitzen: „Das Ende von Sankt Petersburg“ (UdSSR 1927, Regie: Wsewolod Pudowkin und Michail Doller) und „Oktober – Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ (UdSSR 1928, Regie: Sergei Eisenstein). Zwei bemerkenswerte Filme aus Frankreich sind „Verdun“ (F 1928, Regie: Léon Poirier) und „Die große Illusion“ (F 1937, Regie: Jean Renoir). Ersterer beschreibt anlässlich des zehnten Jahrestags des Waffenstillstands in hartem realistischen Stil die Schlacht von Verdun von 1916. Letzterer ist ein Antikriegsfilm über drei Franzosen in deutscher Gefangenschaft und vermittelt eine zeitlose humanis-



tisch-pazifistische Botschaft. In den USA wurde mit „Im Westen nichts Neues“ (USA 1930, Regie: Lewis Milestone) eine überaus gelungene Verfilmung des gleichnamigen Romans von Erich Maria Remarque produziert. Die Fortsetzung dieses Romans fand ebenfalls ihren Weg in die Kinos: „Der Weg zurück“ (USA 1937, Regie: James Whale).

In der Weimarer Republik wurden einige Antikriegsfilme gedreht, die sowohl den Ersten Weltkrieg als auch den wieder aufkeimenden Nationalismus kritisch beleuchteten. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür ist „Westfront 1918“ (D 1930, Regie: Georg Wilhelm Pabst), der die grauenvollen Ergebnisse vier deutscher Soldaten an der Westfront schildert. Der Regisseur Heinz Paul kreierte mit „Die Somme – Das Grab der Millionen“ (D 1930) und „Douaumont – Die Hölle von Verdun“ (D 1931) Filme über zwei der berühmtesten Schlachten des Ersten Weltkriegs, wobei er Originalaufnahmen und nachgestellte Spielszenen kombinierte. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 entstanden Machwerke, die den Ersten Weltkrieg zu Propagandazwecken umdeuteten: „Stoßtrupp 1917“ (D 1934, Regie: Ludwig Schmid-Wildy und Hans Zöberlein) setzte Zöberleins Kriegsroman „Der Glaube an Deutschland“ in Szene; „Unternehmen Michael“ (D 1937, Regie: Karl Ritter) forderte von den Soldaten Opferbereitschaft für Deutschland; „Pour le Mérite“ (D 1938, Regie: Karl Ritter) verarbeitete die „Dolchstoßlegende“.

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs blieb der „Große Krieg“ ein beliebtes Filmsujet. Unter den Antikriegsfilmen ragen „Wege zum Ruhm“ (USA 1957, Regie: Stanley Kubrick) und „Johnny zieht in den Krieg“ (USA 1971, Regie: Dalton Trumbo) heraus. „Lawrence von Arabien“ (GB 1962, Regie: David Lean) und „Gallipoli“ (AUS 1981, Regie: Peter Weir) rücken eher unbekannte Kriegsschauplätze in den Vordergrund. Dem bekannten deutschen Jagdflieger Manfred von Richthofen widmen sich die Filme „Manfred von Richthofen – Der Rote Baron“ (USA 1971, Regie: Roger Corman) und „Der Rote Baron“ (D 2008, Regie: Nikolai Müllerschön). Ein berührendes Melodram vor dem Hintergrund des deutsch-französischen Stellungskriegs ist



POPULÄRES THEMA: Filme über den Ersten Weltkrieg gibt es Hunderte. Dabei wurde der „Große Krieg“ sowohl in „Großes Kino“ als auch „Großen Schund“ verwandelt. Jeunets „Mathilde“ gehört zur ersten Kategorie und hat neben einer bewegenden Liebesgeschichte auch Szenen zu bieten, die den brutalen Kriegsalltag im Schützengraben authentisch rekonstruieren.

Foto: picture-alliance/kpa

„Mathilde – Eine große Liebe“ (F/USA 2004, Regie: Jean-Pierre Jeunet). Im Folgenden werden wir einige bemerkenswerte Werke näher betrachten.

Im Westen nichts Neues

1928 veröffentlichte der Schriftsteller Erich Maria Remarque seinen außerordentlich erfolgreichen Antikriegsroman „Im Westen nichts Neues“. Im Mittelpunkt der Handlung steht der 19-jährige Paul Bäumer, der 1914 als Freiwilliger in den Ersten Weltkrieg zieht und an der Westfront die Hölle auf Erden erlebt. Remarque betonte, sein Buch „soll weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom

Kriege zerstört wurde, auch wenn sie seinen Granaten entkam“. Wegen seiner pazifistischen Botschaft wurde „Im Westen nichts Neues“ zur Zielscheibe nationalistischen Hasses, Opfer von Bücherverbrennungen und schließlich 1933 verboten.

Bereits 1930 entstand in den USA unter dem Titel „All Quiet on the Western Front“ eine beeindruckende Verfilmung des Romans, die sogar einen Oscar gewann. Regie führte Lewis Milestone, die Hauptrolle des Paul Bäumer spielte Lew Ayres. Da zu dieser Zeit der Tonfilm noch in den Kinderschuhen steckte und viele Kinos über keine entsprechende Soundanlage verfügten, wurde der Film parallel als Tonfassung und als stumme Fassung gedreht. Jedoch ist die Tonfassung vorzuziehen, weil sie der künstlerischen Vision des Regisseurs besser entspricht. Als der Film im Dezember 1930 in einer Synchronfassung in die deutschen Kinos kam, organisierten die Nationalsozialisten Massenproteste und Boykottaktionen. Damit konnten

„Wenn es daran geht, für das Vaterland zu sterben, ist es besser, das nicht zu tun!“

Zitat aus dem Film „Im Westen nichts Neues“ von 1930



AUSTRALISCHER BEITRAG: Die Schlacht von Gallipoli ist fest im australischen und neuseeländischen Kollektivgedächtnis verankert. Szene aus dem australischen – und solide inszenierten – Film „Gallipoli“ von 1981.

Foto: picture-alliance/Mary Evans Picture Library

sie erreichen, dass die Oberste Filmprüfstelle die Vorführung von „Im Westen nichts Neues“ im gesamten Deutschen Reich verbot – mit der Begründung, der Film besitze eine „ungehemmte pazifistische Tendenz“ und gefährde „das deutsche Ansehen in der Welt“. 1931 wurde der Film in einer stark gekürzten Version wieder zugelassen, 1933, nach der „Machtergreifung“, aber endgültig verboten. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erfuhr er in Deutschland seine wohlverdiente Rehabilitierung.

1979 wagte sich der Regisseur Delbert Mann im Auftrag eines US-amerikanischen Fernsehsenders an eine Neuverfilmung des Romans. Dieses sorgfältig produzierte Remake hält sich noch enger an Remarques literarische Vorlage und kann mit einigen hervorragenden Schauspielleistungen aufwarten, erreicht aber nicht die Ausdrucksintensität und Härte des Originals von 1930.

Pour le Mérite

Der „Pour le Mérite“ ist ein bedeutender Orden für militärische oder zivile Verdienste, der auf den Preußenkönig Friedrich den Großen zurückgeht und noch heute verliehen wird (nur noch zivil; kein offizieller Status). Der Orden war zugleich namensgebend für einen NS-Propagandafilm von 1938. Dieser proklamierte die von rechten Gruppierungen in die Welt gesetzte „Dolchstoßlegende“, welche die Schuld für die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg allein

bei der innenpolitischen Opposition sucht. Im Zentrum des episodentypisch aufgebauten Films stehen vier Fliegeroffiziere, darunter Prank (gespielt von Paul Hartmann), ein Träger des Ordens. Jene müssen nach 1918 wegen des im Versailler Vertrag festgeschriebenen deutschen Aufrüstungsverbots in Zivilberufen arbeiten. Mit einem Flugzeug wollen sie eine private Fliegerschule eröffnen. Dieses illegale Vorhaben kann durch mehrere Männer des linken demokratischen Lagers vereitelt werden, die das Flugzeug in

Brand stecken. Prank wird wegen Anstiftung zur gewaltsamen Gegenaktion zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, später aber begnadigt. Voller Verachtung für die Zustände in Deutschland wandert er aus. Nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten kehrt er zurück und wird Oberst eines Jagdgeschwaders. Die Filmhandlung endet im Jahr 1935 mit der Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht durch den NS-Propagandaminister Joseph Goebbels.

Der von der UFA, dem größten deutschen Filmunternehmen, produzierte Film ist ein anschauliches Dokument für die tendenziöse und verzerrende Perspektive, aus der die Nationalsozialisten den Ersten Weltkrieg und die Weimarer Republik betrachteten. Die ideologischen Versatzstücke werden gleichsam mit dem Holzhammer dem Zuschauer eingepreßelt, die Regie von Karl Ritter zeichnet sich vor allem durch Unbeholfenheit und mangelnde Inspiration aus. Insofern ist der Film von großer zeithistorischer, aber nur geringer künstlerischer Bedeutung. Bei „Pour le Mérite“ handelt es sich um einen „Vorbehaltsfilm“: So bezeichnet die Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung Propagandafilme aus der NS-Zeit, deren Inhalt kriegsverherrlichend, rassistisch oder volksverhetzend ist.

Wege zum Ruhm

Frankreich im Jahr 1916: An der Westfront tobt ein aufreibender Stellungskrieg. In der Hoffnung auf Beförderung schickt der französische General Mireau seine Truppen in ein Himmelfahrtskommando: Das Regiment soll

HINTERGRUND Die Geburt des Films

Der Film ist eine vergleichsweise junge Kunstform. Die technischen Voraussetzungen für seine Entstehung schuf der Amerikaner Thomas Alva Edison: Er konstruierte zwischen 1890 und 1892 einen Kinetograph und ein Kinetoskop. Mit Ersterem konnte man bewegte Bilder aufzeichnen, mit Letzterem konnte man sie abspielen. Die ersten Filmpioniere beschränkten sich in ihrer Arbeit darauf, reale Ereignisse zu dokumentieren. Als Vater des Erzählkinos gilt der Franzose Georges Méliès, der seit 1896 kurze Filme mit erzählender Handlung drehte. Die kommerzielle Produktion von Spielfilmen wurde 1910 in den USA mit der Gründung der Hollywood-Studios eingeleitet. Unter ästhetisch-technischen Aspekten sind zwei Merkmale für den damaligen Film charakteristisch: Er ist schwarz-weiß und stumm. Zwar wurde der

Farbfilm bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfunden. Er erwies sich jedoch als technisch so anspruchsvoll und teuer, dass er sich erst ab den 1930er-Jahren nach und nach durchsetzte. Der „Stummfilm“ war dem Umstand geschuldet, dass es zunächst nicht möglich war, Bild und Ton synchron aufzunehmen und abzuspielen. Um dem Zuschauer die Filmhandlung verständlich zu machen, behalf man sich mit erzählenden Texten (Zwischentiteln). Obwohl die Filme über keine Tonspur verfügten, waren ihre Vorführungen fast nie stumm: Die meisten Kinos engagierten zur musikalischen Begleitung der Filme einen Pianisten oder sogar ein kleines Orchesterensemble. 1927 entstand in den USA der erste abendfüllende Tonfilm. Anfang der 1930er-Jahre löste der Ton den Stummfilm schließlich für immer ab.



KÄMPFER GEGEN DEN IRRSINN: Kirk Douglas als Colonel Dax in Kubricks Meisterwerk „Wege zum Ruhm“ (1957). Ein erschütternder Film mit zeitloser Botschaft.

Foto: picture-alliance/Mary Evans Picture Library

eine strategisch wichtige deutsche Höhe erobern, die als uneinnehmbar gilt. Wie zu erwarten, schlägt die Erstürmung fehl und fordert hohen Blutzoll auf französischer Seite. Mireau gibt seinen Truppen die alleinige Schuld für dieses Fiasko. Um ein Exempel zu statuieren, beruft er ein Militärtribunal ein. Dieses verurteilt drei Soldaten wegen „Feigheit vor dem Feind“ zum Tod durch Erschießen. Der Colonel und Regimentskommandeur Dax übernimmt die Verteidigung der Angeklagten, kann aber den Vollzug des Urteils nicht verhindern.

Dieses Szenario, das auf einem 1935 erschienenen Roman von Humphrey Cobb basiert, war die Grundlage für einen der besten Antikriegsfilme überhaupt: „Wege zum Ruhm“ (Originaltitel: „Paths of Glory“). Der von einem US-amerikanischen Studio produzierte, englischsprachige Schwarz-Weiß-Film, entstand 1957 in Bayern, insbesondere im Schloss Schleißheim bei München. Regie führte der erst 29-jährige Stanley Kubrick, der später zu einem der bedeutendsten Regisseure der Filmgeschichte aufstieg. Die Hauptrolle des Colonel Dax wurde mit dem Hollywood-Star Kirk Douglas besetzt. Trotz eines niedrigen Budgets von 850000 US-Dollar gelang es Kubrick, dem Film durch seine meisterhafte Inszenierung eine erschreckende Ausdrucksintensität zu verleihen. Große Teile von „Wege zum Ruhm“ wurden in Innenräumen in einem quasi-dokumentarischen

„Nichts ist dem Mut und der Kampfmoral so förderlich wie eine öffentliche Exekution.“

Zitat aus dem Film „Wege zum Ruhm“ von 1957

Stil mit langen Kameraeinstellungen, wenigen harten Schnitten und natürlichem Licht gedreht. Die Schlachtszenen sind auf ein Minimum reduziert, umfassen insgesamt nur etwa fünf Minuten. Im Mittelpunkt stehen das Schicksal der angeklagten Soldaten und die Inhumanität von Militär und Krieg. Der Film verursachte eine heftige Kontroverse: Die Franzosen erachteten ihn als Angriff auf die Ehre ihrer Armee. Auf Druck des Kommandanten des französischen Sektors von Berlin wurde er 1958 aus dem Programm des Filmfestivals „Berlinale“ genommen. In Frankreich konnte „Wege zum Ruhm“ erst 1975 öffentlich gezeigt werden.

Johnny zieht in den Krieg

Das Jahr 1917: Die USA treten in den Ersten Weltkrieg ein. Der 17-jährige Johnny lässt sich von der US Army als Soldat anwerben, um in Europa für Frieden und Demokratie zu kämpfen. Bald nach seiner Ankunft an der Front wird er Opfer einer Granatenexplosion. Schwer verletzt kommt er in ein amerikanisches Militärhospital und muss mehrere Amputationen über sich ergehen

lassen. Er verliert dabei sämtliche Gliedmaßen und Sinnesorgane. Die Ärzte isolieren ihn, ernähren ihn künstlich und führen medizinische Experimente an ihm durch. Lediglich sein Erinnerungsvermögen ist Johnny verblieben, weshalb ihn die schrecklichen Erlebnisse immer wieder in seinen Träumen heimsuchen.

Dies ist der Handlungskern von Dalton Trumbos Roman „Johnny zieht in den Krieg“ (Originaltitel: „Johnny got his gun“) von 1939. Trumbo, einer der bedeutendsten Drehbuchautoren Hollywoods, bemühte sich lange Zeit vergeblich um eine filmische Umsetzung seines Buchs. Erst 1971 konnte er dank amerikanischer Geldgeber diesen Plan verwirklichen und führte dabei selbst Regie. Trumbo fokussierte sich ganz auf das Einzelschicksal eines gequälten Individuums: Johnny, der zunächst aus idealistischen Motiven in den Krieg zieht, als lebendes Wrack zurückkehrt und schließlich von seinem eigenen Vaterland für Menschenversuche „wiederverwertet“ wird. Dies ist für Trumbo die grausame Konsequenz aus einer zynischen und gnadenlos effizienten Kriegsmaschinerie, die selbst aus Schwerstverletzten noch einen Nutzen zieht. Trotz eines minimalen Budgets besticht der Film nicht nur inhaltlich, sondern auch durch seine originelle Inszenierung und Farbdramaturgie: In einem Vorspann zeigt Trumbo Originalaufnahmen aus dem Ersten Weltkrieg. Die Szenen im Hospital sind in Schwarz-Weiß gestaltet, um die beklemmende Atmosphäre zu unterstreichen, die Traumszenen hingegen in Farbe. Die Rolle des Johnny wird von Timothy Bottoms mit berührender Glaubwürdigkeit verkörpert. Wegen seines mitunter abstoßenden Realismus fand der Film zunächst keinen Verleih. Es war der Fürsprache des spanischen Meisterregisseurs Luis Buñuel zu verdanken, dass Trumbos Werk 1971 bei den Filmfestspielen von Cannes gezeigt werden konnte. Dort erhielt es den Grand Prix der Jury. „Johnny zieht in den Krieg“ gehört zu den kompromisslosesten und erschütterndsten Filmen über den Krieg, die je gedreht wurden.



KOMPROMISSLOS UND SCHOCKIEREND: Aus dem Traum des Kampfes für Demokratie und Freiheit wird ein Alptraum. Der siebzehnjährige Johnny – rechts, stehend – bezahlt teuer für seinen freiwilligen Kriegseinsatz.

Foto: picture-alliance/Mary Evans Picture Library

Dr. Daniel Carlo Pangerl, Jg. 1983, ist Historiker und Kulturwissenschaftler.

EIN MEER VON Kreuzen

Die Schlachten des Krieges haben weite Landstriche dauerhaft verändert. Nirgendwo ist die Denkmalsdichte in Europa höher als an der ehemaligen Westfront.

Von Alexander Querengässer

Im Zentrum der Erinnerungskultur des Ersten Weltkrieges liegt das Schlachtfeld von Verdun. Noch immer ist die Stadt vom Gürtel der alten Sperrforts umgeben. Schlüsselstellungen, wie **Fort Douaumont**, werden gut gepflegt und sind der Öffentlichkeit zugänglich, ebenso wie etliche der deutschen Stellungen, die im Laufe der Kämpfe um Dutzende massiver Betonbunker erweitert worden waren. Von seiner dominierenden Hügellage nördlich der Stadt bildete Fort Douaumont eine gute Verteidigungsstellung, solange es in der Hand der Franzosen lag. Sobald es in den Besitz der Deutschen wechselte, war es eine noch bessere Artilleriebeobachtungsposition. Das Fort wurde zum Munitionsdepot ausgebaut und explodierte im Mai 1916 durch einen unglücklichen Zufall, der über 600 deutsche Soldaten das Leben kostete. Noch immer werden die Betonwälle von langsam vor sich hin rostenden Stacheldrahtverhauen und „Spanischen Reitern“ umgeben, während in den Kasematten teilweise noch Öfen und zerfallene Bettge-

stelle der Garnison zu finden sind. Südlich des im Krieg vollständig zerstörten Dorfes Fleury befindet sich heute das „**Memorial de Verdun**“.

Mythenumwobenes Verdun

Das Museum verfügt über eine umfangreiche Zahl an Kriegsrelikten: von Geschützen, Lastwagen über Uniformen, eine Vielzahl von Waffen, die in den Grabenschlachten Verwendung fanden, bis zu kleinen Gegenständen, die den Toten ein individuelles Gesicht verleihen. Obwohl das Museum ursprünglich von privater Hand aufgebaut wurde, versucht es mit aktuellen Konzepten Schritt zu halten und die exponatschwangeren Vitrinen mit multimedialen Präsentationen und Dokumentationen unter Verwendung zeitgenössischen Filmmaterials zu ergänzen. Das Schlachtfeld von Verdun selbst kann nicht an einem Tag erkundet werden.

Zu viele gewaltige Monumente erinnern an erschütternde Kriegsepisoden. Eine der mythenumwobensten Gedenkstätten ist der „**Bajonettgraben**“, den ein amerikanischer Bankier 1920 durch einen gewaltigen Steinbau überdachen ließ. Die Legende besagt, dass Teile des 137. Französischen Regiments hier so intensiv durch deutsches Artilleriefeuer eingedeckt wurden, dass sie lebendig in ihrem Graben beerdigt wurden und nur noch die Bajonettspitzen aus der Erde ragten. Spätere Untersuchungen ergaben, dass die deutsche Infanterie die Stellung überannt hatte und die Leichen nur schnell zuschüttete. 1932 wurde das auf Initiative des Bischofs von Verdun errichtete **Beinhaus von Douaumont** nach zwölf Jahren Bauzeit feierlich eingeweiht. Das Monument besteht aus einer 137 Meter langen tonnenförmigen Krypta und einem 47 Meter hohen Glockenturm. Dieser ist in 22 Abteilungen mit 46 Grä-

MAHNMAL: Das „Meer von Kreuzen“ bei Douaumont verdeutlicht den immensen Blutzoll des Krieges. In den 1920er-Jahren gab es wohl nur wenige Familien in Europa, die nicht einen Angehörigen verloren hatten. Foto: picture-alliance/MAXPPP

bern geteilt, in denen die Gebeine von Gefallenen aus allen Gefechtsabschnitten der Schlacht beigesetzt sind. Auf dem vor dem Beinhaus angelegten Friedhof sind 15 000 französische Soldaten beerdigt. Jedes Grab wird durch ein eigenes weißes Kreuz markiert. In den Kellergewölben des Beinhauses liegen die unidentifizierten Überreste von weiteren schätzungsweise 130 000 Gefallenen.

Gedenkort Ypern

Friedhöfe mit Kreuzen ziehen sich in Frankreich über die gesamte ehemalige Frontlinie, von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze. Sie lassen sich der jeweiligen Nation gut zuordnen. Auf den deutschen Friedhöfen markieren dunkle Kreuze aus Granit oder Guss-eisen die Gräber. Die französischen folgen oftmals dem Muster von Douaumont. Um ein zentrales Beinhaus erstrecken sich die mit weißen Kreuzen markierten Gräberfelder. Die Briten nutzen Grabtafeln, auf denen Name, Alter, Dienstgrad, Regiment und das Sterbedatum des Soldaten, soweit bekannt, verzeichnet sind. Auch die unidentifizierten Soldaten erhielten einen solchen Grabstein mit der Aufschrift „A Soldier of the Great War – Known Unto God“. Das größte britische Grabdenkmal befindet sich in **Thiepval** auf dem Schlachtfeld der Somme. Das an einen Triumphbogen erinnernde Gebäude ruht auf 16 Pfeilern, auf denen die Namen von 72 000 britischen und südafrikanischen Soldaten eingemeißelt sind, die seit der Somme-Schlacht vermisst werden. Seit 2004 befindet sich neben dem Grabkomplex ein Besucherzentrum, welches über die Hintergründe der Kämpfe an diesem Frontabschnitt aufklärt.

Das Gräberfeld von Thiepval ist die zentrale britische Gedenkstätte, aber Ypern bildet den musealen Anziehungspunkt. Das „**In Flanders Fields**“ Museum ist eine Pilgerstätte für Besucher auf den Spuren der BEF. Der Name leitet sich von dem im englischsprachigen Raum sehr bekannten Gedicht des kanadischen Offiziers John McCrae ab. Die alte flämische Tuchstadt stand im Zentrum dreier bedeutender Schlachten: 1914, 1915 und 1917, die auf alliierter Seite vorrangig von den Regimentern des Inselkönigreiches und aus den Kolonien ausge-tragen wurden. Mit Blick auf das Gedenkjahr 2014 wurde das „In Flanders Fields“ Museum von Grund auf neu konzipiert. Die Perspektive ist nun eine europäische, weniger eine nationale. Museumsleiter Piet Chielens meinte sogar in der „Welt“: „Irgendwann wird man von diesem Krieg als europäischem Bürgerkrieg sprechen.“ Unabhängig von der Frage, ob die Umdichtung eines



STERBEN AN DER SOMME: Das größte britische Grabdenkmal steht in Thiepval, im Département Somme in der Picardie.

Foto: picture-alliance/Arco Images GmbH



BEKLEMMEND: Das Innere von Fort Douaumont ist bis heute gut erhalten und strahlt eine düstere Atmosphäre aus. Im Bild die Gedenkstätte für gefallene deutsche Soldaten.

Foto: picture-alliance/Mary Evans Picture Library



MONUMENTAL: Das Beinhaus von Douaumont wird von dem fast 50 Meter hohen Glockenturm überragt. Im Inneren befindet sich die letzte Ruhestätte von unzähligen Gefallenen.

Foto: picture-alliance/dpa

Massenvernichtungskrieges von Nationen mit unterschiedlicher Kultur, Sprache, aber dem unbedingten Glauben an die eigene Überlegenheit in einen familieninternen Zwist nicht an sich eine Bagatellisierung darstellt, will „In Flanders Fields“ eigentlich den Krieg von seiner schaurigen Seite beleuchten. Es geht weg von einer reinen Darstellung militärischer Operationen und der Präsentation von Ausrüstung, hin zu einer stärkeren Fokussierung auf den Lebensalltag des Frontsoldaten im Schützengraben.

Sehr wertvoll ist die Webpräsenz des Museums, die über ein umfangreiches abrufbares Totenregister der Soldaten aller beteiligten Armeen verfügt. Dieses ist geordnet nach Name, Dienstgrad, Regiment, Kompanie, Sterbedatum, Geburtsort und dem Friedhof, auf dem der Soldat begraben wurde. Dieses Register stellt eine unschätzbare Hilfestellung für jeden dar, der auf der Suche nach einem gefallenen Vorfahren ist. Das Museum arbeitet weiterhin an der Vervollständigung dieser Datenbank.

Im Schatten von Langemarck

Der für die deutschen Kämpfer dieses Frontabschnitts zweifellos bedeutendste Schlachtenort ist **Langemarck**, wo am 10. November 1914 das zu einem erheblichen Teil aus Studenten bestehende XXIII. Reservekorps einen Durchbruchversuch unternahm. Dabei sollen laut Angabe des Heeresberichtes die enthusiastischen Freiwilligen laut das „Deutschlandlied“ gesungen haben. Bereits während des Krieges wurde der Angriff als Opfergang verklärt. In der Weimarer Republik sorgte der „Langemarck-Mythos“ dafür, dass viele studentische Verbindungen den Aufbau eines Ehrenmals unterstützten. 1920 legte die belgische Verwaltung die verschiedenen deutschen Soldatenfriedhöfe zusammen. Zehn Jahre später wurde ein archaisches, an einen Bunker erinnerndes Torgebäude aus rotem Sandstein am Eingang errichtet. Der Besucher betritt den Friedhof durch einen schmalen Weiheraum, auf dessen eichenholzgetäfelten Wänden die Namen der 6313 namentlich bekannten Opfer eingraviert sind, die auf der Anlage bestattet sind. Über 3000 der Grabkreuze tragen keinen Namen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden weitere Friedhöfe nach Langemarck umgebettet, wo sich mittlerweile fast 45 000 Gräber befinden. Fast 25 000 der Gefallenen liegen in dem schlichten „Kameradengrab“. 68 in Stein eingelassene bronzene Namens-tafeln umgeben den großen Betondeckel mit der biblischen Inschrift „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“ (Prophet Jesaja – 43,1).

Das vermutlich am besten bewahrte Schlachtfeld des Krieges liegt auf der 1915 heftig umkämpften Halbinsel **Gallipoli**. Vier Stunden südlich der Hauptstadt Istanbul hat die Türkei die Kampfgebiete zum Nationalpark erhoben.

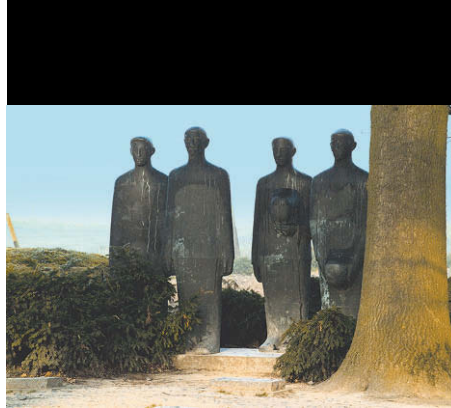
Denkmäler an den Dardanellen

Von den kargen Hochebenen und schroffen Bergrücken ergibt sich ein guter Eindruck von den Verteidigungsstellungen der Türken und den Schwierigkeiten der angreifenden britischen und ANZAC-Truppen. Auch auf Gallipoli gibt es Dutzende von Soldatenfriedhöfen und Hunderte Denkmäler. Das größte ist das 41 Meter hohe Märtyrer-Denkmal, welches 1960 den 250 000 türkischen Soldaten gewidmet wurde. Unter dem Monument wurde ein Museum zur Geschichte der Schlacht eingerichtet. Das wichtigste britische Denkmal weihte man 1924 auf Kap Helles ein, und es erinnert an die 20 000 alliierten Opfer der Schlacht. Der über 30 Meter hohe Obelisk ist weithin über das Meer zu sehen und scheint der Geschichte zum Trotz zu verkünden, dass die Streitkräfte des Empires hier siegreich gewesen sind. Dazu trägt auch der Umstand bei, dass fast doppelt so viele Statuen und Gedenksteine an englische, indische, australische und neuseeländische Regimenter erinnern als an türkische.

Alpine Freilichtmuseen

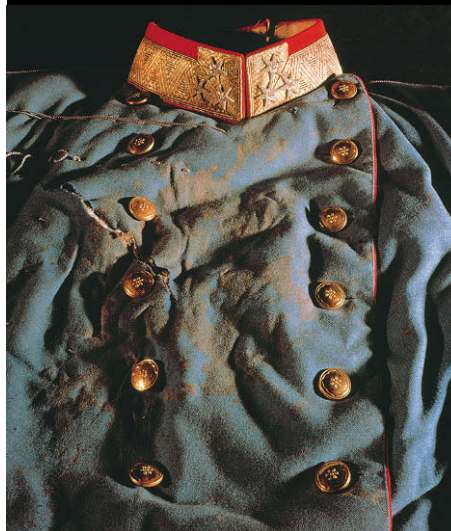
Zu den militärgeschichtlich interessantesten Gefechtsabschnitten gehört zweifelsfrei die Alpenfront. Hier gibt es eine Reihe von Freilichtmuseen, die die Stellungen im Hochgebirge erhalten und für den Besucher zugänglich machen. Dazu zählen das von privaten Investoren aufgebaute **Plöckenpass-Museum** in Kärnten und der **Felstunnel von Lagazuoi** nahe dem Skigebiet von Cortina d'Ampezzo. Hier wurde ein drei Kilometer langer Besucherpfad angelegt. Es ist damit das größte Freilichtmuseum zum Ersten Weltkrieg. Der Pfad führt den Besucher in die tiefen Stollen, die die Österreicher gegen die italienischen Stellungen vortrieben, in provisorische Bunker und festungsartig ausgebaute Artilleriestellungen. Das Museum kümmert sich nicht nur um den Erhalt der Stellungen, sondern hat einige Schützengrabensegmente, aber auch die Wohnbaracken der Soldaten rekonstruiert. Auf diese Weise werden den Besuchern wertvolle Einblicke in das Alltagsleben der Frontsoldaten gegeben. Alle Touren führen durch bergiges Gelände. Den Besuchern stehen deutschsprachige Audioguides zur Verfügung.

Bis 1945 war das in Ostpreußen errichtete **Tannenbergdenkmal** die bedeutendste Pilgerstätte für deutsche Veteranen des „Gro-



STILLES GEDENKEN: Die Plastik „Trauernde Soldaten“ schuf der Künstler Emil Krieger 1956. Sie stehen auf dem Soldatenfriedhof von Langemarck.

Foto: picture-alliance/Mary Evans Picture Library



BESONDERES EXPONAT: Im Heeresgeschichtlichen Museum in Wien ist der Uniformrock Franz Ferdinands ausgestellt, den er während des Attentats in Sarajevo trug. Zahlreiche Museen werden sich 2014 dem Ersten Weltkrieg mit besonderer Aufmerksamkeit widmen.

Foto: picture-alliance/akg-images/Erich Lessing

ßen Krieges“. Die Schlacht, unmittelbar verbunden mit dem Namen Paul von Hindenburg, wurde mythisch verklart als die Umkehrung der Niederlage des Deutschritterordens 1410.

Gesprengte Gedenkstätte

Das aus roten Steinen errichtete oktagonale Monument sollte mit seinen acht Türmen an archaische Bauwerke wie Stonehenge oder Castel del Monte erinnern. 1927 vom Sieger der Schlacht eingeweiht, erhöhten die Nationalsozialisten 1935 noch einmal den sakralen Faktor, indem sie Hindenburgs sterbliche Überreste in einer zentralen Gruft einbetteten und darüber eine Ehrenhalle errichteten. 1945 wurde das „Reichsehnenmal Tannenberg“ auf Befehl Goebbels gesprengt, nachdem die Särge Hindenburgs und seiner Frau

nach Westen gebracht worden waren. Heute erinnern nur noch einige Ziegelreste an den Monumentalbau.

Der Weltkrieg im Museum

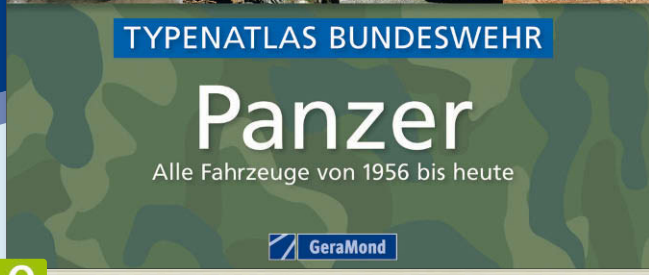
Auch die deutschsprachigen Museen werden sich in diesem Jahr intensiv mit dem Ersten Weltkrieg beschäftigen. Das **Militärhistorische Museum in Dresden** plant eine Sonderausstellung mit besonderem Fokus auf das Kriegsjahr 1914. In der Dauerausstellung sieht sich der Besucher bereits jetzt interessanten Objekten gegenüber. Dazu gehört ein Ulanenpferd mit Reiter, Gasmaske und Gasschutzbrille. Das **Heeresgeschichtliche Museum in Wien** überarbeitet derzeit seinen Ausstellungssaal zum Ersten Weltkrieg. Dieser ist jedoch nicht der einzige Abschnitt der Dauerausstellung mit Bezug zu diesem Thema. Allein dem Attentat von Sarajevo ist ein vollständiger Saal gewidmet, in dem das Auto und der Uniformrock Franz Ferdinands präsentiert werden. Auch ein Blick in den Raum zur österreichischen Marine lohnt sich durchaus, besaß diese bei Kriegsausbruch doch einige der modernsten Schlachtschiffe der Welt. Das **Wehrgeschichtliche Museum Rastatt** hat ebenfalls innerhalb seiner Dauerausstellung einen großen Fokus auf dem Ersten Weltkrieg. Entgegen dem Trend der Zeit scheut sich das Museum nicht, dem Besucher möglichst viele Bestände aus dem eigenen Depot zu präsentieren. Uniformen und Waffen werden teilweise in neuwertigem Zustand in Vitrinen gezeigt oder auch in der Schaukasten-szene eines deutschen Schützengrabens. Darüber hinaus präsentiert die Ausstellung eine große Zahl an Alltagsgegenständen, Spiel- und Postkarten, Kriegsliteratur, Feldpostbriefen, Verpflegungsmarken, Soldbüchern und Memorabilien der unzähligen Veteranenverbände.

Schwindende Erinnerung

Der Erste Weltkrieg ist in der Erinnerungskultur Deutschlands nach wie vor allgegenwärtig. Man muss nicht an die Westfront oder nach Russland reisen, um auf mahnende Denkmäler zu treffen. Sie befinden sich auch bei uns fast überall. Obwohl der Krieg größtenteils außerhalb deutschen Territoriums ausgefochten wurde, hinterließ er hier so viele Denkmäler wie keine andere militärische Auseinandersetzung der Geschichte. In fast jedem deutschen Dorf stehen Mahnmale mit den Namen der Gefallenen. Dazu wurden Gräber für die unbekannten, bekannten und die namhaften Soldaten angelegt. Sie sind eine allgegenwärtige, aber kaum noch wahrgenommene Erinnerung an den „Großen Krieg“.

www.geramond.de

Ulf Kaack



Panzer

Alle Fahrzeuge von 1956 bis heute



144 Seiten · ca. 300 Abb. · 22,3 x 26,5 cm
 € [A] 27,80
 sFr. 36,90 **€ 26,99**
 ISBN 978-3-86245-574-4



144 Seiten · ca. 350 Abb.
22,3 x 26,5 cm
€ [A] 27,80
sFr. 36,90 **€ 26,99**
ISBN 978-3-86245-739-7



144 Seiten · ca. 220 Abb.
22,3 x 26,5 cm
€ [A] 25,70
sFr. 34,90 **€ 24,95**
ISBN 978-3-86245-325-2



144 Seiten · ca. 250 Abb.
22,3 x 26,5 cm
€ [A] 27,80
sFr. 36,90 **€ 26,99**
ISBN 978-3-86245-733-5

Auch als eBook erhältlich

e



Jetzt online stöbern unter
www.geramond.de
oder gleich bestellen unter
Tel. 0180-532 16 17 (0,14 €/Min.)

Literatur zum Ersten Weltkrieg

„Krieg ist der Winterschlaf der Kultur“, sagte einst Friedrich Nietzsche. Doch besonders auf den Ersten Weltkrieg trifft diese Haltung trotz der zerstörerischen Wirkung, die die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts auf die materielle Kultur und das Leben der Menschen besaß, nicht zu. Im Gegenteil, die ganz neuen Erfahrungen eines Massenvernichtungskrieges, die sich so sehr von den glorifizierten Vorstellungen eines Krieges wie 1866 oder 1870/71 unterschieden, inspirierten Künstler weltweit dazu, sich neu mit der Kultur der Gewalt auseinanderzusetzen.

PATRIOTISCHE ERZÄHLUNGEN: Diese österreichisch-ungarischen Kriegsromanen erschienen im Jahr 1916. Abb.: picture-alliance/Imagno



Science-Fiction-Krieg

Bis zum Kriegsausbruch erschienen im Deutschen Reich bereits massenweise Groschenromane, die in einer fast science-fiction-haften Weise das Wesen eines zukünftigen Krieges mit Frankreich schilderten. Es waren plumpe, actionreiche Schlachtengeschichten, die heute vor allem wegen ihrer Naivität interessant sind. Besonders die Ausichten, den Krieg in eine dritte

Dimension zu heben, beflügelten die Fantasie einiger Autoren. Viele der Rekruten, die 1914 nach Frankreich marschieren sollten, lasen als Jugendliche Geschichten von gewaltigen Schlachten zwischen Luftschiff-Flotten, der Verteidigung Berlins vor russischen Angriffen oder sogar die Überwindung der Festung Verdun durch deutsche Zeppelingeschwader.

Anfang des Antikriegsromans



Die Realität des neuen Krieges bewirkte noch in den Jahren 1914 bis 1918 einen dramatischen Wandel in der Kriegsliteratur. 1916 erschien die Novelle „Ein Wanderer zwischen den Welten“, in der Walter Flex den Tod eines engen Kameraden

NEUE SACHLICHKEIT: Der Soldat Walter Flex schrieb nach eigenen Fronterfahrungen sachlich über Themen wie Krieg und Tod. Er fiel 1917 an der Ostfront. Porträtaufnahme 1916.

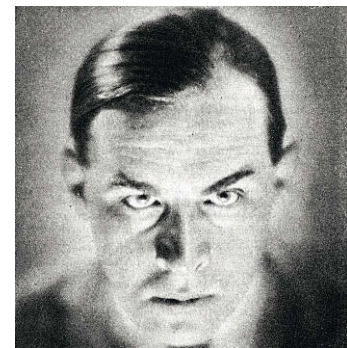
Foto: picture-alliance/akg

verarbeitete. Dieses traumatische Ereignis bewirkte, dass Flex, der bisher auch im heroisierend-nationalistischen Stil Kriegsgedichte veröffentlicht hatte, jetzt eher nüchtern-sachlich über den Kriegstod reflektierte. Die Novelle, in die der Autor etliche seiner in den Gräben geschriebenen Gedichte einfließen ließ, erschien im Oktober 1916. Im Folgejahr fiel Flex an der Front.

Im Winter 1928/29 druckte die Vossische Zeitung den Kolportageroman eines jungen Schriftstellers aus Osnabrück. Der Erfolg war sensationell. Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ wurde sofort in 26 Sprachen übersetzt und auch in Deutschland in mehreren Auflagen als Buch herausgebracht. Hollywood sicherte sich umgehend die Rechte an dem Werk und brachte 1930 den oscarprämiierten Antikriegsfilm heraus. Remarques Buch basiert auf seinen eigenen Erfahrungen. Er wurde 1917 eingezogen und an die Westfront geschickt, ähnlich wie seine Hauptfigur Paul Bäumer. Die traumatischen Erfahrungen von Vernichtungsschlachten, Gasangriffen, den katastrophalen Lebensumständen in den Gräben, Hunger und Angst sowie die psychische Zerstörung der Überlebenden machen aus Remarques Buch den vielleicht ersten modernen Antikriegsroman. Diese Absage an ein überkommenes Heldentum und die Anklage gegen den Krieg an sich machten das Buch schon bei der Veröffentlichung in rechten Kreisen unbeliebt. 1933 wurde es von der NSDAP ebenso verboten wie die Hollywood-Verfilmung. Tausende

Exemplare wurden auf den Scheiterhaufen der NS-Kultur demonstrativ verbrannt. International tat dies dem Erfolg keinen Abbruch. Bis heute wurden 20 Millionen Exemplare in 50 Sprachen gedruckt.

Ebenso hart verurteilt wurde während der NS-Zeit auch Edlef Köppens „Heeresbericht“, gleichfalls ein Antikriegsroman, der detailliert schildert, wie die Kriegsbegeisterung eines jungen deutschen Studenten 1914 sukzessive desillusioniert wird. Ähnlich wie moderne Autoren, verließ sich Köppen nicht allein auf seine Erinnerungen als Soldat und seine künstlerische Kreativität, sondern er versuchte, in seiner Geschichte durch das Einfügen zeitgenössischer Dokumente die Diskrepanz zwischen Kriegspropaganda und Realität anzuprangern, was für die Nationalsozialisten einen ungeheuren Eklat darstellte. Ge-



EINDRINGLICHER EINBLICK: Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“ porträtierte den Krieg in all seinen Schrecken. Das Buch gehört bis heute zu den populärsten Titeln zum Ersten Weltkrieg.

Foto: picture-alliance/dpa

messen am Erfolg von „Im Westen nichts Neues“ waren die Verkaufszahlen von „Heeresbericht“ eher bescheiden. Der Roman ragt aber wegen seiner besonderen Erzähltechnik nach wie vor aus der Masse der Nachkriegserzählungen heraus und gilt heute als Klassiker.

Strittiges Stahlgewitter



SCHRIFTSTELLER IM KRIEG: Während des Spanischen Bürgerkriegs treffen Ludwig Renn (rechts) und Ernest Hemingway aufeinander. Ganz links ist der Regisseur Joris Ivens zu sehen.

Foto: picture-alliance/akg-images

Ein anderes Buch, das vor allem in der deutschen Literaturlandschaft der Zwanzigerjahre eine nahezu ebenso hohe Bedeutung gewann wie Remarques Roman, war „In Stahlgewittern“ des Schriftstellers Ernst Jünger. Es sind die Erinnerungen des geborenen Heidelbergers, der als Offizier in Frankreich gedient hatte. Jüngers Stil wurde der neuen deutschen Strömung des „Realismus“ zugeordnet. Er schrieb weder für noch gegen den Krieg, sondern in hochauthentischer Weise über ihn. „In Stahlgewittern“ und andere semibio-graphische Schriften Jüngers enthalten sich einer konkreten Wertung des Kriegsgeschehens und gehen höchstens reflektierend auf die Gefühlswelten der Soldaten ein. Der Autor hat sein Buch mehrmals überarbeitet. Bereits in den Zwanzigerjahren wurde es wegen seiner unkritischen Einstellung zum Krieg

nicht nur positiv wahrgenommen. Den Nationalsozialisten, allen voran „Propagandaexperte“ Joseph Goebbels, galt es dagegen als gelungener Gegenentwurf zu „Im Westen nichts Neues“. Dies und der Umstand, dass sich Jünger dem Leben im NS-Staat unterwarf und nach 1945 den Entnazifizierungsprozessen verweigerte, führten zum Verbot des Buches. Erst in jüngster Zeit ist Jünger wieder rehabilitiert worden. Eine kritische Gesamtausgabe aller Fassungen von „In Stahlgewittern“ erschien im Jahr 2013 im Klett Cotta Verlag.



KRIEGSREPORTER: Ernst Jünger (hier in Wehrmachtsuniform, 1939) verweigerte sich einer konkreten Wertung des Krieges. Er wollte ihn weder kritisieren noch glorifizieren.

Foto: picture-alliance/akg

Ähnlich geartet ist auch „Krieg“ aus der Feder von Arnold Friedrich Vieth von Golßenau. Der Spross einer alten sächsischen Adelsfamilie hatte als Offizier in der Königlich-Sächsischen Armee gedient und schilderte den gesamten Krieg an der Westfront von der Phase der Begeisterung 1914 über die Massenschlacht an der Somme 1916 bis zur Kapitulation. Golßenau projizierte seine Erinnerungen in die Figur des fiktiven Feldwebels Ludwig Renn. Der Autor identifizierte sich so sehr mit dieser Figur, dass er nach seinem schriftstellerischen Durchbruch den Künstlernamen Ludwig Renn annahm. Sein Roman „Krieg“ gleicht stilistisch eher dem nüchternen Realismus Jüngers als der kalten Kriegsabsage Remarques oder Köppens. Der Protagonist reflektiert über die Monotonie des Grabenalltags, wirkt gefühlsmäßig abgestumpft gegenüber dem allgegenwärtigen Tod. Das Einzige, was ihm eine wirkliche Regung entlockt, ist

die Kameradschaft innerhalb der Kompanie. Die Figur Ludwig Renn ist ein unpolitischer Befehlsempfänger, ein klassischer deutscher Untertan, wie Heinrich Mann ihn anprangern sollte. Das Buch endet daher konsequent mit den teils politisch motivierten Unruhen, die die Disziplin des Heeres im Herbst 1918 unterhöhlten. „Krieg“ könnte somit durchaus der aus dem nationalen Lager propagierten „Dolchstoßlegende“ das Wort reden, wenn Golßenau nicht 1930 die Fortsetzung „Nachkrieg“ veröffentlicht hätte, in der Ludwig Renn vom passiven rechten Freikorpskämpfer zum überzeugten Mitglied des Roten Frontkämpferbundes wurde. Vieth von Golßenau, der zu dieser Zeit längst unter dem Namen seiner Romanfigur lebte, war zu Beginn der Dreißigerjahre einer der führenden kommunistischen Schriftsteller Deutschlands und sollte wenig später im Spanischen Bürgerkrieg auf Seite der Roten Brigaden kämpfen.

Soldat Schweijk

Im krassen Gegensatz zu diesen realistischen oder Antikriegsromanen steht der tschechische Klassiker „Die Abenteuer des braven Soldaten Schweijk“ aus der Feder des Einjahresfreiwilligen Jaroslav Hasek. Die Abenteuer-geschichte präsentiert eine Hans Wurst ähnliche Hauptfigur, die diverse Hindernisse mit tschechischer Bauernschläue überwindet. Hasek geriet in russische Kriegsgefangenschaft und trat dann der Roten Armee bei. Dies erklärt,

warum sein Schweijk nicht nur ein Beispiel unbedarften tschechischen Nationalstolzes ist, sondern darüber hinaus eine Abrechnung mit der österreichisch-deutschen Fremdherrschaft, die der Autor in Bezug auf Bürokratie und Obrigkeitshörigkeit gekonnt karikiert. Tschechische, aber auch deutsche Regisseure haben die Vorlage mehrfach verfilmt (unter anderem mit Heinz Rühmann), und noch heute ist Schweijk eine nationale Kultfigur.

Alltagsgeschichtlicher Ansatz

Bereits direkt nach dem Krieg entstanden in allen Ländern offizielle Generalstabswerke und Geschichten nahezu jeder Division, Brigade, Batterie und jeden Regiments, das darin gekämpft hatte. Bei diesen Werken handelte es sich um klassische Ope-

rationsgeschichten, die den Verlauf einzelner Feldzüge und Schlachten minutiös nachzeichneten. Der Soldat als Individuum trat höchstens dann in Erscheinung, wenn er sich durch besondere Heldentaten hervorgetan hatte.



UMFASSEND: „Der Erste Weltkrieg 1914–1918“ aus dem Bucher-Verlag liefert eine brillante Detailstudie.

Diese Art der Kriegsgeschichtsschreibung änderte sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als auch die sozial- und alltagsgeschichtlichen Aspekte des militärischen Lebens in den Fokus rückten. Der Brite **John Keegan** hatte sich internationales Ansehen als moderner Militärgeschichtshistoriker erworben, weil es ihm gelang, in seinen Überblickswerken die klassische Operations- mit der modernen Alltagsgeschichte zu ausgewogenen Gesamtdarstellungen zu verweben. Dazu zählt auch eines seiner letzten Bücher, „**Der Erste Weltkrieg – Eine europäische Tragödie**“. Auf 550 Seiten liefert Keegan einen kompakten Überblick über den Verlauf der fünf Kriegsjahre sowie die Gründe und die Folgen des Konflikts. Obwohl über einzelne Analysen des Autors diskutiert werden kann, ist es seine Vielschichtigkeit, die das Buch zu einem Standardwerk macht. Alle seitdem erschienenen Darstellungen folgen Keegans Ansatz.

Einer alltagsgeschichtlich geprägten Darstellung des Krieges folgen auch die meisten Arbeiten des ehemaligen **Militärgeschichtlichen Forschungsamtes**. Dieses brachte letztes Jahr den ansprechenden Aufsatzband „**Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Der deutsche Aufmarsch in ein kriegerisches Jahrhundert**“ heraus. Das Buch klammert die politische Dimension des Krieges überwiegend aus (das ent-



MARITIMES: „Die Kaiserliche Marine im Ersten Weltkrieg“.

sprechende Kapitel kümmert sich mehr um die militärischen Auswirkungen des Krieges auf die Politik als anders herum) und konzentriert sich auf den Verlauf der Feldzüge und die Strukturen und Waffensysteme der einzelnen Armeen, besonders der deutschen Armee und Marine. Der gesamte Mikrokosmos der damaligen Militärwelt wird dem Leser gut dargelegt. Es ergibt sich ein schlüssiges Bild von der Uniformierung der Soldaten mit grauen Uniformen, Pickelhauben und Stahlhelm, über die neuen Waffensysteme MG und Gasgranate hin zu den dadurch hervorgerufenen taktischen Änderungen auf dem Schlachtfeld. Aufgewertet werden die einzelnen Beiträge nicht nur durch interessantes Bildmaterial, sondern auch durch ansprechende und genaue Karten.

Der Band erschien im Bucher-Verlag, der zudem das Buch „**Die kaiserliche Marine im Ersten Weltkrieg**“ von **Jörg-Michael Hormann und Eberhard Kliem** hervorbrachte. Die beiden Autoren geben nicht nur ein umfassendes Bild über die technischen Daten der Dickschiffe der Flotte, ihre wenigen bekannten Schlachten und den Kreuzer- und U-Bootkrieg, sondern informieren auch über die weniger heroischen und daher weniger bekannten Einsätze der Marine. So gibt es Kapitel über die Kriegführung in der Ostsee, den Einsatz von Torpedobootten im Englischen Kanal und die Anfänge der Seefliegerei.

Beide Fotos: Bucher Verlag

Britischer Bestseller

Das strittigste Thema des Ersten Weltkrieges liegt nicht in seiner Bedeutung, sondern in seinen Ursachen. Die Kriegsschuldfrage wurde zwar durch den Versailler Vertrag offiziell geklärt, aber seitdem immer wieder hitzig diskutiert. Der Preußenexperte **Christopher Clark** versucht in seinem neuesten Buch „**Die Schlafwandler**“ die komplexen Gründe und Ursachen für den Konflikt zu analysieren.



HEISS DEBATTIERT: Clark stellt in „Die Schlafwandler“ die Alleinschuld Deutschlands infrage.

Foto: DVA

Clark distanziert sich ganz eindeutig von der Alleinschuld Deutschlands und kann dafür einige harte Argumente herausstreichen. Auch die Unausweichlichkeit der Blockbildung zwischen Entente und Mittelmächten stellt er infrage und macht dies vor allem an der Politik Großbritanniens fest. Die langen Beweisketten, die Clark aufbaut, wirken auf den fast 800 Seiten mitunter etwas schwerfällig, hinterlassen aber ein klares Bild von den komplexen Gründen, die Europa in die Katastrophe stürzten. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die geschichtspolitische Kultur der Bundesrepublik, die nach der „Fischerkontroverse“ der Sechzigerjahre selbst von der Alleinschuld am Krieg überzeugt ist, dass das Buch des Briten Clark zwiespältig aufgenommen wurde. Während die FAZ die überzeugenden Argumente des Cambridge-Professors lobte, bekrittelte die Zeit dessen Kernaussage, nämlich, dass es unnötig sei, eine „Rangfolge der Schuld“ aufzustellen, die Alleinschuld aber nicht Deutschland anzulasten sei.

Von Diktatoren und Abenteurern

Vergleichsweise dünn besetzt ist die Biografienlandschaft gerade der deutschen Militärs in diesem Konflikt. Hindenburg genießt wegen seiner politischen Rolle in der Nachkriegszeit natürlich einige Beachtung. Andere, wie Falkenhayn, wurden bisher selten in Biografien untersucht. **Manfred Nebelin** beschäftigte sich mit dem großen Denker an der Seite des späteren Reichskanzlers. Ernst Ludendorff war für Hindenburg, was Neidhart von Gneissau für den alten Blücher war: der planende Kopf und unermüdliche Organisator. Anders als sein Vorgänger in den „Be-

freiungskriegen“, war Ludendorff jedoch ein machtbewusster und nach Macht strebender Mensch, der es für notwendig erachtete, seine militärischen Befugnisse mit politischer Entscheidungsgewalt zu verbinden. Nebelin betitelte sein Buch daher korrekt „**Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg**“.

Viel größeres Interesse als die Planer am Kartentisch genießen nach wie vor die abenteuerlichen Heldenfiguren. Paul von Lettow-Vorbeckes un-nachgiebiger Kampf in Ostafrika beflügelte die Fantasie der Menschen schon während des Krieges und motiviert Biogra-

fen noch heute, seinen Mythos zu hinterfragen. Unter den jüngeren Arbeiten ist besonders **Eckhard Michels „Der Held von Deutsch-Ostafrika“** zu empfehlen. Michels bettet Lettow-Vorbecks Lebenslauf in eine breite

farbige Darstellung deutscher Kolonialgeschichte und des Krieges in Ostafrika ein. Dieser Ansatz macht dem Leser die abenteuerliche Dimension dieser Lebensgeschichte deutlich, die eher einem Karl-May-Ro-

man als dem wahren Leben entsprungen zu sein scheint. Besonders im letzten Drittel seiner Biografie zeigt der Autor, wie sehr Lettow-Vorbeck selbst nach dem Krieg zu dieser Mythenbildung beitrug.

Literarische Lücken

Es gibt nach wie vor große Lücken in der deutschen Literaturlandschaft des Ersten Weltkrieges. Zwar erschien in den Zwanziger Jahren vom Reichsarchiv bereits die 38-bändige Reihe „Schlachten des Weltkrieges“. Jeder Band verfügt über präzise Karten und eine detaillierte Darstellung des Kampfgeschehens aller darin verwickelten deutschen Divisionen. Die Bücher sind im patriotischen Stil ihrer Zeit verfasst, sehr genau in der Darstellung der deutschen Seite, aber wie die meisten militärgeschichtlichen Abhandlungen dieser Zeit fehlerhaft in ihrer Be-

schreibung der Truppenstärke und -disposition der jeweiligen Gegner. Moderne Schlachtdarstellungen mit einer ausgewogenen Präsentation aller Kombattanten und unter Einbindung soldatischer Alltagskultur im Stil Keegans fehlen auf dem deutschen Büchermarkt noch. Es ist aber davon auszugehen, dass in diesem Bereich in den nächsten Jahren erste Lücken geschlossen werden. So erscheint im Februar 2014 (es lag zum Redaktionsschluss noch nicht vor) **„Verdun 1916. Ur-schlacht des Weltkrieges“** von **Olaf Jensen** im Verlag C. H. Beck.



SEHNLICHT ERWARTET: Olaf Jensens Buch wird sich eingehend mit dem Thema „Verdun“ befassen. Foto: Verlag C. H. Beck

Weitere Literaturempfehlungen

- Bernecker, Walther L.: Europa zwischen den Weltkriegen 1914–1945. Stuttgart 2002
- Besslich, Barbara: Wege in den „Kulturkrieg“. Zivilisationskritik in Deutschland 1890–1914. Darmstadt 2000
- Bremm, Klaus-Jürgen: Propaganda im Ersten Weltkrieg. Darmstadt 2013
- Dornik, Wolfram/Walleczek-Fritz, Julia/Wedrac, Stefan (Hg.): Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich. Wien u. a. 2014
- Duppler, Jörg/Groß, Gerhard P. (Hg.): Kriegsende 1918, Ereignis. Wirkung, Nachwirkung. München 1999
- Ferguson, Niall: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert. München 2013
- Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd: Deutschland im Ersten Weltkrieg. Frankfurt am Main 2013
- Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina/ in Verbindung mit Pöhlmann, Markus: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u. a. 2003
- Hochschild, Adam: Der Große Krieg. Der Untergang des Alten Europa im Ersten Weltkrieg. Stuttgart 2013
- Hoffmann, Dieter: Der Sprung ins Dunkle. Oder: Wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde. Leipzig 2010
- Janz, Oliver: 14. Der große Krieg. Frankfurt am Main u. a. 2013
- Kocka, Jürgen: Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918. Göttingen 1973
- Münkler, Herfried: Die Welt 1914–1918. Berlin 2013
- Oltmer, Jochen (Hg.): Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs. Paderborn 2006
- Schwabe, Klaus u. a. (Hg.): Quellen zum Friedensschluss von Versailles. Darmstadt 1997
- Segesser, Daniel Marc: Der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive. Wien 2010
- Thoß, Bruno/Volkman, Hans-Erich (Hg.): Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg: Ein Vergleich. Krieg, Kriegerlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland. Paderborn 2002
- Will, Alexander: Kein Griff nach der Weltmacht. Geheime Dienste und Propaganda im deutsch-österreichisch-türkischen Bündnis 1914–1918. Köln u. a. 2012
- Ziemann, Benjamin: Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern. Essen 2013

Alexander Querengässer, Jg. 1987, ist Militärgeschichtler und Autor aus Dresden.

Redaktionsanschrift

CLAUSEWITZ Spezial
Infanteriestr. 11a, 80797 München
Tel. +49 (0) 89.130699.720
Fax +49 (0) 89.130699.700
redaktion@clausewitz-magazin.de

Redaktion Dr. Tammo Luther (Verantw. Redakteur), Maximilian Bunk, M.A. (Redakteur), Markus Wunderlich (Redaktionsleiter),

Berater der Redaktion Dr. Peter Wille

Ständiger Mitarbeiter Dr. Joachim Schröder, Dr. Peter Andreas Popp

Layout Ralph Hellberg

Leserservice

Tel. 0180 – 532 16 17 (14 Cent/Min.)
Fax 0180 – 532 16 20 (14 Cent/Min.)
leserservice@geramond.de

Gesamtanzeigenleitung

Rudolf Gruber
Tel. +49 (0) 89.13 06 99.527
rudolf.gruber@verlagshaus.de

Anzeigenleitung

Helmut Gassner
Tel. +49 (0) 89.13 06 99.520
helmut.gassner@verlagshaus.de

Anzeigenverkauf und Disposition

Johanna Eppert
Tel. +49 (0) 89.13 06 99.130
johanna.eppert@verlagshaus.de

Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21 vom 1.1.2014.

Litho ludwigmedia, Zell am See, Österreich

Druck Stürtz GmbH, Würzburg

Verlag GeraMond Verlag GmbH,
Infanteriestraße 11a,
80797 München
www.geramond.de



Geschäftsführung Clemens Hahn,
Carsten Leininger

Herstellungsleitung Sandra Kho

Vertriebsleitung Dr. Regine Hahn

Vertrieb/Auslieferung Bahnhofsbuchhandel,
Zeitschriftenhandel: MZY Moderner Zeitschriften
Vertrieb GmbH & Co. KG, Unterschleißheim

Im selben Verlag erscheinen außerdem:

SCHIFFClassic **ModellFan** **FLUGZEUG CLASSIC**
Militär & Geschichte **FLUGMODELL** **LOK MAGAZIN**
AUTO CLASSIC **ELEKTROMODELL** **BAHN EXTRA**
TRAKTOR CLASSIC **SCHIFFSMODELL**
STRASSENBAHN MAGAZIN

Preise Einzelheft € 9,90 (D),
€ 10,90 (A), € 11,40 (BeNeLux), sFr. 19,80 (CH)
(bei Einzelversand jeweils zzgl. Versandkosten)

Erscheinen und Bezug Sie erhalten CLAUSEWITZ Spezial in Deutschland, in Österreich, in der Schweiz und in den BeNeLux-Ländern im Bahnhofsbuchhandel, an gut sortierten Zeitschriftenkiosken sowie direkt beim Verlag.

© 2014 by GeraMond Verlag. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Durch Annahme eines Manuskripts erwirbt der Verlag das ausschließliche Recht zur Veröffentlichung. Für unverlangt eingesandte Fotos und Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Gerichtsstand ist München. Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Dr. Tammo Luther; verantwortlich für die Anzeigen: Helmut Kramer, beide: Infanteriestraße 11a, 80797 München.

Hinweis zu §§ 86 und 86a StGB: Historische Originalfotos aus der Zeit des „Dritten Reiches“ können Hakenkreuze oder andere verfassungsfeindliche Symbole abbilden. Soweit solche Fotos in CLAUSEWITZ veröffentlicht werden, dienen sie zur Berichterstattung über Vorgänge des Zeitgeschehens und dokumentieren die militärhistorische und wissenschaftliche Forschung. Wer solche Abbildungen aus diesem Heft kopiert und sie propagandistisch im Sinne von § 86 und § 86a StGB verwendet, macht sich strafbar!

Redaktion und Verlag distanzieren sich ausdrücklich von jeglicher nationalsozialistischer Gesinnung.



„Das ist kein Krieg mehr, sondern gegenseitige Vernichtung mit technischer Kraft, was soll da der zarte Menschenleib dabei ...?“

Vizefeldwebel Hugo Frick in einem Brief an Familienangehörige vom 3./4. Oktober 1916

STILLES GEBET: Angehörige eines deutschen Regiments bei der Beerdigung gefallener Kameraden an der Westfront, 1916/17. Unzählige Soldaten vieler Nationen fanden im Weltkrieg 1914–1918 im eigenen Land oder in fremder Erde ihre letzte Ruhestätte. Viele der Millionen von Gefallenen sind auch 100 Jahre später nicht vergessen – ihre Gräber mahnen die nachfolgenden Generationen zum Frieden.

Foto: ullstein bild/ullstein bild

Bilder • Tatsachen • Hintergründe

Fundiert recherchiert, packend erzählt!

Nr. 74 April/Mai 2014 Deutschland € 3,50 Österreich € 3,95 Schweiz CHF 6,80 Italien € 4,50 Frankreich € 4,20

MILITÄR & GESCHICHTE
Bilder • Tatsachen • Hintergründe

Spanischer Erbfolgekrieg

Neuordnung Europas vor 300 Jahren

Ab 18.03. am Kiosk!

Erich von Falkenhayn
Erfolge und Niederlagen des Offiziers im Ersten Weltkrieg

Alexanders Triumph
In der Schlacht von Gaugamela unterwarf er das Perserreich

Deutsche Innovation
Fortschrittlich und der Zeit voraus: Elektro-Boote der Kriegsmarine

„Totenkopfpioniere“
Das Garde-Reserve-Pionier-Regiment (1915–1918)

Zeugnis vom Ende
Brief eines Soldaten aus dem Kessel von Stalingrad Ende 1942

Westfeldzug 1940
Der „Sichelschnitt“. Geniestreich oder aus der Not geboren?



Online blättern oder Testabo mit Prämie bestellen unter:
www.militaer-und-geschichte.de/abo

Aus Liebe zum Detail



**Das neue
Heft ist da.
Jetzt am
Kiosk!**

Online blättern oder Testabo mit Prämie bestellen unter:
www.modellfan.de/abo